

Fernsehgrößen: Mike Müller, «Music Star», Mentalisten

Nummer 10 – 5. März 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCH



Der Bundesrat verrät die Schweiz

Bankgeheimnis, Steuern: Bern will den Sonderfall auflösen.
Von Urs Paul Engeler und Markus Somm

Die Legende des Dalai Lama

Warum der Tibet-Kult des Westens nervt. *Von David Signer*

Schweizer Adel

Neue Serie: Was die Eidgenossenschaft ihren Aristokraten verdankt.
Von Andreas Z'Graggen



Mythos Nr. 12

HEDGE FUNDS SIND SCHLECHTE ANLAGEN.

Falsch. «Hedgen» als Absicherung oder zur Risikoreduktion ist bei der aktuellen Marktlage nicht unsinnig. Und Strategien wie Equity Hedge, Event-Driven, Macro oder Relative Value können durchaus auch interessant sein. Für uns ist jedoch eines entscheidend: Dass sich Hedge Funds strikt an das Gebot von Transparenz und Liquidität halten.

Zu diesem Thema und allen anderen Anlagefragen beraten wir Sie gerne in einem persönlichen Gespräch. Mehr unter 071 242 50 88 oder wegelin@wegelin.ch.



WEGELIN & Co.

PRIVATBANKIERS SEIT 1741

ST. GALLEN BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE

LOCARNO LUGANO SCHAFFHAUSEN ZÜRICH

Intern

Vor einem Jahr stellte eine «Expertengruppe» unter Peter Arbenz (FDP) dem Zürcher Sozialdepartement einen Persilschein aus: das Controlling funktioniere zu «99,9 Prozent». Wahlen standen an. Kaum waren sie vorüber, förderte eine Untersuchung der Universität St. Gallen gravierende Missstände beim Controlling zutage. Im gleichen Zeitraum zeigte in Bern eine analoge Untersuchung durch das Finanzinspektorat auf: 30 Prozent der Fürsorgedossiers enthalten konkrete Hinweise auf Missbrauch. Sieben Monate lang versteckte die Berner Regierung die Studie im Giftschrank – bis die Wahlen vorbei waren. *Weltwo-*



Versteckspiel: Gemeinderätin Olibet.

che-Redaktor Alex Baur hat die Hintergründe einer grossangelegten Vertuschung rekonstruiert, die in einem zivilisierten Land eigentlich zum Rücktritt der Regierung führen müsste. *Seite 30*

Mit seinem Entscheid, den amerikanischen Steuerbehörden Kundendaten der UBS auszuliefern, hat der Bundesrat das Bankgeheimnis wohl irreversibel ausgehöhlt. Es ist ein historischer Vorgang – nicht bloss für den schweizerischen Finanzplatz, sondern für das Selbstverständnis dieses Landes. Kopflös, leichtfertig und überstürzt hat die Landesregierung der Welt mitgeteilt: Wir lassen uns erpressen. Unseren eigenen Rechtsstaat wracken wir ab, wenn ein mächtiges Land danach verlangt. Im Pulverdampf der Aktualität ging diese zentrale Frage bisher unter: Was ist die schweizerische Souveränität noch wert? Unsere Inland-Autoren Urs Paul Engeler und Markus Somm zeichnen die Selbstaufgabe der Schweiz nach. *Seite 10*

Die Geschichte, an deren Ende der Dalai Lama zu einem der grössten Popstars des Globus wurde, begann vor fünfzig Jahren. Am 10. März 1959 protestierten in Lhasa 300 000 Menschen gegen die Okkupation ihres Landes. Doch die chinesische Militärmaschinerie liess dem Tibetaufstand keine Chance. Der Dalai Lama, das



Im Westen ein Popstar: der Dalai Lama.

geistige Oberhaupt Tibets, floh – und machte im Westen eine unglaubliche Karriere. Heute verehrt ihn von Richard Gere bis Dolly Buster die ganze Welt. Und sein Land gilt seither als von den Chinesen zerstörtes Paradies. Das ist aber nur eine der Legenden des Dalai Lama, wie David Signer nachweist. *Seite 24*

Die Schweiz gilt gemeinhin als Land der Bauern und der freiheitsliebenden Eidgenossen. Vögte, eigene oder fremde, kommen in der nationalen Selbstbeschreibung kaum oder nur als Bösewichter vor. Dabei ist die Geschichte des Schweizer Adels mehr als nur eine Fussnote. Die grossen Geschlechter spielten eine wichtige Rolle in der Alten Eidgenossenschaft. Sie bildeten eine Elite mit Privilegien und standen für ein Gesellschaftsmodell, das nicht den Klischees entspricht, die herumgeboten werden. In einer lockeren Serie gehen wir in den folgenden Monaten dem Schweizer Adel auf den Grund. Wir treffen heutige Exponenten berühmter Familien, um sie nach ihren Werten und Idealen zu befragen. Autor und Urheber des Projekts ist der bekannte Schweizer Publizist Andreas Z'Graggen. Z'Graggen machte sich als Gründungschefredaktor des Wirtschaftsmagazins *Bilanz* einen Namen und leitete später erfolgreich die *Berner Zeitung*. Lesen Sie als Einführungstext seine kriegerische Geschichte der Schweizer Aristokraten. *Seite 44*

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: aboservice@weltwoche.ch Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.) E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Markus Somm
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Wissen*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel, Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Julian Schütt, Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Hostenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Michael Maar, Sven Michaelsen, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Markus Schneider, Wolf Schneider, Alix Sharkey, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion:

Philipp Anz
Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Gabriella Hohendahl, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout:

Claire Hulla (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik:

Helmut Germer

Korrektur:

Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig

Internet:

Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat:

Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsleitung:

Maike Juchler

Marketing:

Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf:

Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst:

Silvan Leibacher, Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02,

Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch

Internetverkauf:

Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter:

Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

A STAR ALLIANCE MEMBER 



Die neue SWISS Business: Den Sitzkomfort individuell anpassen und wie auf Wolken schweben.



Das einzigartige Luftkissen-System in der neuen SWISS Business. Lassen Sie sich beim Musikhören durch nichts stören. Lehnen Sie sich ganz entspannt zurück. Variieren Sie den Sitzkomfort über individuell einstellbare Luftkissen von weich bis hart. Oder strecken Sie sich auf dem vollkommen flachen 2-Meter-Bett aus und lassen Sie sich dabei massieren. Lernen Sie Ihren neuen persönlichen Freiraum an Bord von SWISS schätzen. Ab April auf dem Flug von Zürich nach New York und bis 2011 auf allen Interkontinentalflügen.

INNOVATION, **SWISS** MADE.

SWISS.COM

Sturheit

Die Schweizer Politik soll im Steuerstreit handeln. Falsch. Nichtstun ist das politische Gebot der Stunde. *Von Roger Köppel*

Warum eigentlich gibt es das Bankkundengeheimnis? Als eigentliche Urheber erwiesen sich im 18. Jahrhundert die Franzosen. Ihre Könige brauchten zur Aufrechterhaltung ihres aufwendigen Lebensstils Kredite, die sie sich im angrenzenden Genf bei den Banken besorgten. Die Franzosen waren Katholiken, die Genfer Bankiers Protestanten. Um die konfessionell heiklen Geschäftsbeziehungen vor dem eigenen Volk geheim zu halten, drangen die Könige auf Vertraulichkeit. Bereits 1713 erliess der Genfer Grosse Rat ein Gesetz, das die Genfer Banker zur strikten Geheimhaltung verpflichtete.

Der moderne Schweizer Finanzkundenschutz war eine Folge des 1934 verabschiedeten Bankengesetzes. Ihm lagen Entwicklungen der frühen dreissiger Jahre zugrunde, als die serbelnde Weimarer Republik mit Polizeimethoden nach deutschen Vermögen im Ausland fahndete. Wie Jahrzehnte später in Liechtenstein wurde versucht, die Bankangestellten mit Schmiergeldern zur Herausgabe vertraulicher Daten zu bewegen. Das gesetzlich verankerte Bankgeheimnis sollte helfen, diese illegalen Übergriffe in die Privatsphäre der Kunden zu unterbinden. Die Situation verschärfte sich, als in Berlin die Nationalsozialisten das Kommando übernahmen. Hitler hatte eine Reihe von Gesetzen erlassen, wonach die Deutschen gezwungen wurden, ihre Auslandguthaben ins Reich zurückzuführen. Auf Verstösse stand die Todesstrafe. Anfang 1934 wurden drei deutsche Juden hingerichtet, weil sie nichtdeklarierte Vermögen in der Schweiz hatten. In dieser Zeit rettete das Bankgeheimnis Existenzen vor dem Untergang.

Die Schweiz steht als Fluchtburg für Schwarzgeldkonten am Pranger. Unter Schwarzgeld verstehen wir rechtmässig erwirtschaftete Vermögen, die irgendwann einmal versteuert, dann aber unter dem Schutz des Bankgeheimnisses vor dem Staat versteckt wurden. Wer Geld am Staat vorbei parkiert, wird lediglich gebüsst, aber nicht strafrechtlich verfolgt. Die Banken sind nicht berechtigt, den Behörden im Verdachtsfall Kundendaten auszuhändigen. Den Milliardenbergen verdankt die Schweiz viel Wohlstand und Arbeitsplätze. Das ist nicht nur, aber auch eine Folge unserer Milde gegenüber Steuerhinterziehern.



Wer Widerstand leistet, bleibt sich treu.

Man mag es verwerflich finden, doch es gibt ehrenhafte Motive, sein Geld vor dem Fiskus zu verstecken. Die Leute misstrauen der Obrigkeit. Sie wollen nicht, dass der Staat über alles Bescheid weiss. Sie legen fürs Alter in Kopfkissen, Truhen oder auf Konten stille Notreserven (Schwarzgeld) an, weil sie Angst haben, ihr Geld könne politischen Fehlentscheiden zum Opfer fallen. Die Befürchtungen sind nicht abwegig. Es gibt in der europäischen Geschichte genügend Beispiele, wie über Generationen hinweg angehäuften Sparguthaben über Nacht enteignet und zerstört wurden.

In der Schweiz wird das Restmisstrauen des Bürgers gegenüber dem Staat respektiert. Es herrscht das Vertrauens- und Mündigkeitsprinzip. Man traut dem Bürger zu, unter Abwägung der persönlichen Risiken selber zu entscheiden, wie viel Vermögen er in seiner Steuererklärung angibt. Die rechtliche Unterscheidung zwischen Steuerbetrug und Steuerhinterziehung ist so gesehen Ausdruck einer freiheitlich-republikanischen Staatsauffassung. Sie gibt den Leuten in Vermögensfragen ein Recht auf Notwehr gegenüber den Behörden. Es ist kein Zufall, dass in der Schweiz weniger Steuern hinterzogen werden als in den unersättlichen Hochsteuerländern der EU. Es ergibt keinen Sinn, die segensreichen Gepflogenheiten über Bord zu werfen.

In der aktuellen Krise sollte sich die Schweizer Politik ruhig und abwartend verhalten. Die

Hektik der letzten Wochen schadet dem Land. Es braucht keine Arbeitsgruppen und Task Forces, ein schlauer, zurückhaltend operierender Bundesrat reicht. Der Fall UBS wird falsch gedeutet. Die Banker haben in den USA nach eigenem Bekunden die Gesetze gebrochen. Offensichtlich gab es Fälle von Steuerbetrug. Steuerbetrug wird durch das Bankgeheimnis nicht geschützt, und die Banken sind verpflichtet, den Behörden zu helfen. Normalerweise hätte man die fraglichen Kundendaten ohne Aufhebens an die amerikanischen Steuerämter weitergeleitet. Der Fehler lag darin, dass Bundesbern die Datensätze zu lange liegen liess und sich daher unter Druck der ungeduldrigen Obama-Amerikaner gezwungen sah, das Bankgeheimnis via Notrecht auszuhebeln. Das war ein Sündenfall, keine Frage, aber es ist noch lange kein Grund dafür, dass der Bundesrat jetzt «proaktiv» einknickt, um das Bankkundengeheimnis endgültig abzuhalftern. Der Fall UBS ist durch die Nachlässigkeit und später durch den unbedachten, hysterischen Aktivismus unserer Regierung zu einem Fall Schweiz gemacht worden. Es ist höchste Zeit, diese unselige Verwicklung wieder aufzuheben.

Die Schweiz muss nicht handeln, sie muss nichts aufgeben, sie muss keine Konzessionen machen. Der Kleinstaat ist am stärksten, wenn er sich aus Streitereien heraushält und, neudeutsch, ein «low profile» kultiviert. Wenn die Amerikaner neue Abkommen mit unseren Banken aushandeln wollen, sollen sie diese vorlegen. Wenn unsere Grossbanken, wie sie in letzter Zeit fast scheinheilig betonen, keine ausländischen Steuerhinterzieher schützen möchten, dann können sie sich durch freiwillige Verträge mit ihren Kunden vom Bankgeheimnis entbinden lassen. Wer hindert sie daran? Gegenüber der EU ist Gelassenheit gefragt. Schon heute sammelt die Schweiz Steuern für Europa. Wir halten die von Brüssel gewünschten Verträge ein. Will die EU neue Abkommen, kann sie entsprechende Schritte einleiten. Das aggressive Getrommel fällt auf die Union zurück. Im Konfliktfall kann die Schweiz die Durchfahrgebühren am Gotthard erhöhen. Wirtschaftskrieg wäre ein Verlustgeschäft für alle Seiten.

Im Grunde ist es einfach. Die Schweiz ist ein souveräner Rechtsstaat. Sie hat andere Steuergesetze als die meisten anderen Länder. Dank ihren Gesetzen ist die Schweiz ein attraktives Land geworden, das Kapital und Talent aus aller Welt anzieht. Es ist nicht einzusehen, warum wir unsere Souveränität auf Druck von aussen preisgeben, warum wir unsere Gesetze den Forderungen einiger amerikanischer Staatsanwälte und europäischer Politiker anpassen sollten. Ein guter Bundesrat kann stillsitzen. Festigkeit, ja Sturheit ist das Gebot der Stunde. Wer Widerstand leistet, bleibt sich treu.



Der «Omnipräsident»: Sarkozy. Seite 40



Held aus Israel: Mordechai Rachamim. Seite 32



Literaturverfilmungen: «Der Vorleser». Seite 42



«Schweizerkönig»: Ludwig Pflyffer. Seite 44

Aktuell

5 Editorial

9 Kommentar EU, die gefährliche Nachbarin

10 Der Bundesrat verrät die Schweiz

Seit 1848 hat noch nie ein Bundesrat so leichtfertig die Souveränität des Landes aufs Spiel gesetzt. Das Bankgeheimnis ist wohl verloren. Weitere Niederlagen drohen

11 Fall UBS Die Bundesanwaltschaft eröffnet ein Verfahren

12 Steuern Was ist Hinterziehung, was Betrug?

13 Personenkontrolle Neukomm, Calmy-Rey, Britschgi

14 Bankgeheimnis Ziellose Diskussionen

16 «Wir wollen keine Killer»

Wer ist die Spezialeinheit, die nach Willen des Bundesrats Jagd auf somalische Piraten machen soll?

18 SRG Walpen will die Superdirektorin

20 Mörgeli Zunicken im Bundesratsstadl

20 Bodenmann Chügeli und Chlüngeli

21 Medien Ein Klumpen Zukunftsglaube

21 Wortkontrolle «Überforderung» und «Überlastung»

23 Leserbrief

Hintergrund

24 Die Legenden des Dalai Lama

Der allseits verklärte Gottesstaat Tibet war ein korruptes Feudalsystem, das seine ärmlichen Untertanen knechtete

26 Religion «Sie brauchen eine Integrationsfigur»

30 Verschleppen, vertuschen, verleugnen

Der Skandal um die Berner Gemeinderätin Edith Olibet erinnert fatal an das Debakel um Monika Stocker in Zürich

32 Das Töten und das Schweigen

Vor vierzig Jahren verlegten palästinensische Terroristen ihre Angriffe gegen Israel nach Europa und in die Schweiz

34 Feldherr der Schweizer Medienszene

Martin Kall, Deutscher an der Spitze der Zürcher Tamedia, hat die Medienbranche umgepflügt wie keiner zuvor

38 Poptitan und Rockmimose

Die Casting-Show «Music Star» steckt in der Krise

39 Frage des Glaubens

Zauberlehrlinge und Mentalisten sind schwer en vogue

40 Grande Nation, kleine Demokratie

Frankreich schwankt zwischen Republik und Wahlmonarchie

42 Selige Entrückung

«Effi Briest», «Der Vorleser»: Literaturverfilmungen boomen

44 Schweizer Adel

In einer neuen Serie beleuchtet die Weltwoche Exponenten, Ideale und Selbstverständnis der Schweizer Aristokratie



«Komik hat viel mit Überraschung zu tun»: Mike Müller. Seite 48

Interview

48 «Sektenhafte Züge»

Der Erfolgskomiker und Schauspieler Mike Müller über seine Kindheit in Olten, die Schweiz, den Kostenfaktor Blocher und die deutsche Philosophie

Stil & Kultur

52 Königin des Lichts Nicole Kidman

54 Namen Von Michelle Obama bis Til Schweiger

55 MvH Meine Bücher

56 Im Gespräch Koch Stefan Schüller

57 Luxus Mutters kleine Helfer

58 Auto Saab Sport Combi 9-3 2,8 V6 Turbo

59 Wein Les Forts de Latour 2003

59 Objekte Mercedes GLK 320 CDI 4Matic

60 Bestseller

60 Gleichgewicht des Schreckens

Wie lange existiert der «Literaturclub» auf SF noch?

62 Pop U2

62 Film «Gran Torino»

63 Jazz Miles Davis

64 Doppelpass Folge 15

66 Hochzeit Ruth und Walter Ertl

Autoren in dieser Ausgabe

Margrit Sprecher



Mit ihrem jüngsten Buch, einem kritischen Porträt des Kultursenders DRS 2, löste die bekannte Journalistin eine heftige Debatte aus.

Auf Seite 34 schreibt die ehemalige *Weltwoche*-Redaktorin über Tamedia-CEO Martin Kall, den rätselhaften starken Mann der Branche.

Daniel Hannan



Seit 1999 sitzt Hannan für die britischen Konservativen im EU-Parlament. Auf Seite 9 analysiert der Journalist und Autor

mehrerer Bücher (u. a. «The Case for EFTA», 2004) die Spannungen in der EU, die sich auch im zunehmenden Druck auf die Schweiz äussern.

www.weltwoche.ch

Online-Dossiers

Alle Artikel zu den Themen:

- Bankgeheimnis
- Finanzkrise/UBS
- Bildungspolitik
- Das Soziale Web

finden Sie in unseren Dossiers unter www.weltwoche.ch/dossier

Digitales Archiv mit PDF-Download und Volltextsuche

Wir haben einige der brisantesten Zeitabschnitte aus unserem Archiv digitalisiert. *Weltwoche*-Abonnenten können eine Vielzahl von Ausgaben im Volltext durchsuchen und 1:1 als PDF herunterladen. Auch alle übrigen Leser kommen nicht zu kurz: Blättern Sie in unseren Ansichtsexemplaren, zum Beispiel von 1968, 1945, 1939 oder vom 17.11.1933 (Ausgabe 1).

www.weltwoche.ch/historisch

Platin-Club

Spezialangebot: Expertenreise Kuba mit Erfolgsautor und Kuba-Kenner René Zeyer. Jetzt buchen!

Produkt des Monats: 20 % Rabatt auf das Netbook Acer Aspire One 150-BW. Fr. 460.– statt 579.–

Verlosung: Tickets für das Konzert des Folk-Rock-Pop-Troubadours Donovan. 18. März 09, Volkshaus Zürich

Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

Innovative Kreditkarte belebt die Bünz

Coop engagiert sich seit Jahren aktiv für die Umwelt; jetzt auch mit der Coop Verde American Express.



Fotos: WWF Schweiz

Gibt man den Flüssen ihre Freiheit wieder, bilden sie wie von selbst attraktive Lebensräume.

Mit der Verdecard geht Coop wieder einen Schritt weiter in seinem Engagement für Nachhaltigkeit, Ökologie und Ethik. Denn vom Umsatz der Verdecard geht ein Teil an nachhaltige Projekte. Im Fokus steht in einer ersten Phase der Schutz des Wassers in Zusammenarbeit mit dem WWF Schweiz.



Der Schutz der weltweiten Wasserreserven ist eine der grossen Herausforderungen der Menschheit. Wasser ist eine unserer wichtigsten Ressourcen, denn wo kein Wasser ist, ist auch kein Leben. Und: Die Ressource Wasser ist stark bedroht.

Auch die Uno hat das Thema Wasser in ihre Entwicklungsziele für das neue Jahrtausend aufgenommen; sauberes Trinkwasser sei entscheidend für den Kampf gegen Armut, eine nachhaltige Entwicklung und die Erreichung ihrer Millennium Development Goals.

In den letzten 40 Jahren wurde weltweit mehr als die Hälfte aller natürlichen Gewässer zerstört. Heute erleben wir die negativen Folgen davon: Hochwasser, Trockenheit und Artensterben.



«Flüsse sollen auf mehr Raum ihre Dynamik frei entfalten dürfen. Damit werden sie als Lebensraum wieder attraktiv – sowohl für Pflanzen und Tiere wie auch für den Menschen.»

Bundesamt für Umwelt BAFU

Wasserprojekte mit dem WWF

Deshalb hat Coop als Rahmen für die Unterstützung nachhaltiger Projekte mit der Verdecard das Thema Wasser gewählt und arbeitet in einer ersten Phase mit dem WWF Schweiz als bewährtem Partner zusammen.

Hans-Peter Fricker, CEO von WWF Schweiz, erklärt: «Eine Zusammenarbeit mit vorbildlichen Unternehmen wie Coop ist wichtig, um im Umweltschutz auf allen Ebenen vorwärts zu kommen». Später können durch die Verdecard punktuell auch Unterstützungsprojekte anderer Organisationen mitfinanziert werden.

Revitalisierung von Flüssen und Bächen

Flüsse und Bäche sind die Lebensadern unserer Landschaft. Leider sind sie aber zu oft verbaut. Als Folge haben Tiere ihre Lebensräume verloren, die Flüsse können ihre Rolle als Regulatoren bei Hochwasser nicht mehr wahrnehmen und viele attraktive Erholungsräume für Menschen wurden zerstört. Gewässerrevitalisierungen gehören also zu den erstrangigen Aufgaben.



Die Bünz im Kanton Aargau

Die Beiträge der Coop Verde American Express ermöglichen die Revitalisierung von verschiedenen Flussabschnitten der Bünz, einem Zufluss der Aare im Kanton Aargau. Dort werden Uferverbauungen entfernt, die Aufwärtswanderung für die Fische und andere Bachlebewesen erleichtert, an ausgewählten Stellen der Bünz Kurven eingefügt und einheimische und gewässertypische Sträucher angepflanzt.



Die Vorteile der Coop Verde American Express®:

Jeder Beitrag unterstützt.

0,5% des Umsatzes* fließen in nachhaltige Projekte; zusätzlich für jede bis zum 31.12.2009 neu ausgestellte Hauptkarte CHF 20.–. Und das ohne zusätzliche Kosten für die Inhaber der Verdecard.

Bargeldlos bezahlen im In- und Ausland.

Die Verdecard wird bei Coop und weltweit, wo das American Express Logo steht, akzeptiert.

Superpunkte sammeln.

Jede Verdecard ist auch eine vollwertige Supercard. Mit Superpunkten können Sie die nachhaltigen Projekte zusätzlich unterstützen.

Gut versichert.

Bezahlen Sie bargeldlos mit der Verdecard und Sie sind gut versichert – auf Reisen und beim Einkaufen.**

Gut gerüstet.

Die Verdecard ist eine Chip & PIN Karte. Dadurch wird das Zahlen mit Kreditkarte noch einfacher und sicherer.

Weniger Papier.

Die Verdecard kommuniziert wenn immer möglich elektronisch. Auf Wunsch kann auch die Abrechnung papierlos erfolgen.

Datenschutz garantiert.

Das Datenschutzgesetz und strenge interne Richtlinien schützen die Privatsphäre der Verdecard-Inhaber.

Informieren Sie sich noch heute unter www.coop.ch/verdecard oder via Antragsformular in Ihrer Coop-Verkaufsstelle

Unterwerfung auf allen Kanälen

Von Urs Paul Engeler und Markus Somm — Seit 1848 hat noch kein Bundesrat die Souveränität des Landes so leichtfertig aufs Spiel gesetzt. Das Bankgeheimnis ist wohl verloren. Weitere Niederlagen drohen.



«Hektisches Verharmlosen, Ducken und Beschwichtigen»: Bundespräsident Hans-Rudolf Merz.

Der 18. Februar 2009, das lässt sich nach zwei Wochen belegen, ist ein historischer Tag. Es war jener schwarze Mittwoch, an dem der Bundesrat die Schweizer Gerichte ausgeschaltet und das geltende Recht gebrochen hat, an dem er in einer Nacht-und-Nebel-Aktion 285 UBS-Dossiers den USA ausgeliefert und nicht nur vor den USA kapituliert hat. Der 18. Februar wird als das Datum in die Geschichte eingehen, an dem die Eidgenossenschaft ihre Eigenständigkeit, für die ganze Welt sichtbar und wohl irreversibel, aufgegeben hat. Seit diesem Tag werden die Schweizer Gesetze in Washington, Brüssel, Berlin, Paris oder London gemacht. Oder sonst wo, wo Druck erzeugt wird.

Verantwortlich für diese Unterwerfung ist der Bundesrat, der das brisante Geschäft mit der Naivität angegangen ist, die in einem dörflichen Vereinsvorstand zu Rücktritten geführt hätte. Bundespräsident Hans-Rudolf Merz

(FDP), der das Dossier verwaltet, hatte im Konflikt mit den USA nie ein klares Ziel formuliert, nie eine Strategie festgelegt, nie ein Konzept entwickelt. Auch eine grundsätzliche Diskussion über die Souveränität des Landes und über die angemessene Reaktion eines freien Rechtsstaates, der sämtliche internationalen Verpflichtungen einhält, hat die Landesregierung nicht geführt. «Alles, was Merz gemacht hat», erklärt ein hoher Beamter, «war hektisches Verharmlosen, Ducken und Beschwichtigen. Nervös, wie er ist und tut, wollte er jede Panik vermeiden.»

Chaos im Innern

Erreicht hat er das genaue Gegenteil: ein Chaos im Innern und neue Forderungen von aussen. Nach (nicht einmal verdanktem) Erhalt der 285 Dossiers verlangt die amerikanische Steuerbehörde bereits 52 000 zusätzliche Kunden-

dateien. Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel merkt süffisant lächelnd an, dass die EU nach dem gleichen Muster wie die USA vorgehen könnte. Der britische Premier Gordon Brown und der französische Präsident Nicolas Sarkozy drohen, die Schweiz auf die Liste der «unkooperativen Länder» zu setzen.

Schon bevor aus den Drohworten erste Attacken werden, hat der Bundesrat klein beigegeben. In der Diskussion mit seinen Freisinnigen bemerkte Finanzminister Merz am Samstag so nebenbei, dass er, da Druck ausgeübt werde, «verhandlungsbereit» sei. Konkret bedeute das, dass «die Schweiz ihr Fiskalsystem dem internationalen System anpassen» werde und dass «wir Konzessionen machen müssen». Die Delegierten der früheren Wirtschaftspartei applaudierten.

Zwei Tage später opferte Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) im Gespräch

mit einem Vize des amerikanischen Justizministers bereits den im Schweizer Recht und in Fiskalabkommen sicher geschützten Unterschied zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug, vorerst für «grobe Fälle», faktisch aber ganz. Bei Verdacht auf Hinterziehung werden die Schweizer Bankkonten geöffnet. Ob die Bundesrätin überhaupt ein Mandat hatte, in Washington dieses Zugeständnis zu machen, ist umstritten.

Der Bundesrat selbst hat auf jeden Fall nie einen solchen Beschluss gefasst. Nun schiebt man sich den Schwarzen Peter zu: Das Finanzdepartement rechtfertigt den Kurswechsel mit der Autonomie des umstrittenen Dreierausschusses Merz, Widmer-Schlumpf und Micheline Calmy-Rey (SP): «Einschränkungen, in welche Richtung nicht nachgedacht werden darf, wurden der Gruppe keine mit auf den Weg gegeben.» Der Bundesrat hat dem Trio nur die vage Kompetenz gegeben, die Interessen der Schweiz wahrzunehmen. Eine samstägliche Kurzsitzung des Dreigestirns hatte dann genügt, um die vorher unantastbare Position preiszugeben. Weder das Parlament noch der Souverän des Landes, das Volk, wurden befragt.

Am Freitag, wenn Aussenministerin Calmy-Rey ihrer amerikanischen Amtskollegin Hillary Clinton noch etwas weiter entgegenkommt, wird der Bundesrat die rasche Öffnung der Konten bei vermuteter Steuerhinterziehung



Zugeständnisse: Widmer-Schlumpf.

und damit die faktische Preisgabe des Bankgeheimnisses zur offiziellen Politik machen – nicht allein gegenüber den USA, sondern auch für EU-Steuerfahnder und andere Geldjäger. Überdies wird er das Ausland herzlich einladen, Zinsbesteuerungsabkommen nach dem

(nochmals erweiterten) Muster des Vertrags mit der EU abzuschliessen. Zurzeit fliessen der EU aus dieser Quelle jährlich gut 500 Millionen Franken zu. Eine Ausdehnung dieses Abkommens auf alle andern begehrtlichen



Drohgebärden: britischer Premier Brown.

Staaten «kostete dann nicht Millionen, sondern Milliarden», warnt CVP-Fraktionschef Urs Schwaller (FR) vor Schnellschüssen.

Dabei ist bereits absehbar, dass dieser teure bunte Strauss von Zugeständnissen den Staaten, die den aktuellen Wirtschaftskrieg angezettelt haben und führen, nicht genügt. Sie wollen den automatischen Datentransfer, den vollen fiskalischen Zugriff auf die Vermögen ihrer Bürger. Die nächste Attacke ist absehbar. Der Bundesrat, der sich desavouiert hat, kann den nächsten Kniefall üben.

Nun ist verhandeln eine Kernaufgabe des Bundesrates. Er muss die Position des Landes im internationalen Umfeld ständig überprüfen und bei Bedarf justieren. Nur ist die aktuelle Fiskaldiplomatie keine Unterhandlung, sondern ein Diktat von aussen, ein Befehl, den Bern willenslos befolgt. Keine einzige Aktion entsprang dem eigenen Antrieb und dem Interesse der Schweiz.

Regierung im Blindflug

Zweitens führt die orientierungslose Regierung überstürzt Verhandlungen, ohne ein Pfand, ohne einen Gegenwert einzufordern. CVP-Mann Schwaller, einer der wenigen Klarsichtigen, klagt: «Urbi et orbi werden Versprechungen und Konzessionen gemacht. Wir geben laufend Trümpfe aus der Hand, ohne irgendeine Gegenleistung zu erhalten. Unsere Verhandlungsposition wird immer schwächer.» Dabei gehe es nicht um ein Detail, son-

Fall UBS

Tief im Sumpf

Die Bundesanwaltschaft hat ein Verfahren gegen die UBS eröffnet. Von Urs Paul Engeler

Einige der (mutmasslich) von der Datenübergabe an die US-Justiz betroffenen UBS-Kunden haben bei der Bundesanwaltschaft (BA) Strafanzeige gegen die Verantwortlichen der UBS AG und der Finanzmarktaufsicht (Finma) eingereicht. Titel: Verletzung des Bankgeheimnisses, wirtschaftlicher Nachrichtendienst und verbotene Handlungen für einen fremden Staat. Die BA hat die Anzeigen entgegengenommen und sich als zuständig erklärt.

Allerdings wäre der Verstoss gegen das Bankgeheimnis ein Officialdelikt und hätte von der BA auch ohne Anzeige verfolgt werden müssen. Immerhin handelt die BA nun. Sie verlangt beim Bundesverwaltungsgericht (BVGer) Einsicht in die Akten der fünfzehn Beschwerdeführer, die vor dieser Instanz den Tatbestand des Steuerbetrugs bestreiten und den Transfer ihrer Daten an die USA verhindern wollen. Das BVGer seinerseits hat von der UBS unter «Strafandrohung» die Herausgabe der Kundennamen bis zum 4. März um 12 Uhr verlangt.

Doch die Bank wird diese Namen dem Gericht so wenig preisgeben wie gegenüber der Finma, welche die UBS bereits am 25. Februar erfolglos dazu aufgefordert hatte. Zur Begründung verweist die Bank auf ihr Agreement mit den US-Behörden: Sie habe sich im Deal verpflichtet, ihre Kunden nicht über die Herausgabe ihrer Akten zu informieren (damit die «Steuersünder» sich nicht selbst anzeigen, um eine mildere Strafe zu erwirken). Verletze sie diesen Vertrag, sei ihre Existenz gefährdet.

Weil die Finma mit der Durchsetzung einer Offenlegung der Kundennamen die Bank, die sie retten will, in den Ruin gestossen hätte, verzichtet sie vorläufig auf eine Verfügung gegenüber der UBS. Wie die Bank sich jedoch dem Druck des Bundesverwaltungsgerichts entziehen will, bleibt unklar. Die UBS ist rettungslos eingeklemmt zwischen dem verheerenden Deal, der sie der Willkür der US-Behörden ausliefert, und den Anforderungen des schweizerischen Rechts. Allerdings kann sie Verantwortung nach oben abschieben: Sie hat den Schaden auf eine Anordnung der Finma und mit dem Segen des Bundesrates angeordnet. Damit bezahlt wohl der Steuerzahler auch diese Rechnungen.

Auf Kosten der Kunden

Der UBS-Fall zeigt: Die Unterscheidung von Steuerbetrug und Steuerhinterziehung ist wichtig und richtig. *Von Alex Baur*



Schuldbekennnis wider besseres Wissen: Wirbel um US-Ableger der UBS.

Der Spruch des Bankers Hans J. Bär, er sei zu dumm, um den Unterschied zwischen einer Steuerhinterziehung und einem Steuerbetrug zu begreifen, wurde in diesen Tagen zum geflügelten Wort. Tatsächlich ist der Unterschied recht banal. Es ist eine Frage der kriminellen Energie und des Vorsatzes, die sich mit einem Vergleich illustrieren lässt: Wenn jemand mit dem Auto aus Unachtsamkeit ein Kind totfährt, so ist es nicht dasselbe wie wenn einer eine Pistole nimmt und ein Kind erschießt. Obwohl das schreckliche Resultat dasselbe ist, kommt der Schütze ins Zuchthaus, der unvorsichtige Automobilist dagegen muss lediglich mit einer Geldstrafe rechnen. Nach diesen Prinzipien werden auch Steuervergehen hierzulande differenziert beurteilt. Wer das nicht begreift, der will nicht begreifen.

Für Fortgeschrittene zeigt gerade der aktuelle Wirbel um die UBS in den USA, wie wichtig und richtig die Unterscheidung zwischen Hinterziehung und Betrug ist. Es geht um rund 300 Kunden, die bei der Bank nicht als Personen figurieren, sondern den Namen einer Firma vorgeschoben haben, um auf diesem Weg ihre Steuerpflichten zu umgehen. Der sogenannte QJ-Vertrag aus dem Jahr 2001, welcher die Offenlegungspflichten der Banken gegenüber den US-Behörden regelt, erlaubt dies explizit. Bei der

Aushandlung des Vertrags war das Schlupfloch zur Umgehung der Steuerpflichten durchaus ein Thema – und man hat es bewusst offengelassen. Zum einen hat das Verschieben von «Briefkastenfirmen» gerade in den USA lange Tradition; zum andern wird auch dort unterschieden zwischen Geldwäscherei, die mit rigiden Mitteln bekämpft wird, und einer mehr oder minder tolerierten «Steuroptimierung».

Segen der Schweizer Regierung

Gemäss Gutachten namhafter Steuerrechtler wie Rainer J. Schweizer und Urs Behnisch liegt beim aktuellen UBS-Fall denn auch kein Steuerbetrug vor. Die Berater diverser Banken (nicht nur der UBS) hatten den heute als Betrüger angeklagten amerikanischen Kunden die Firmenkonstrukte als legale oder zumindest tolerierte Form der Steuerumgehung verkauft. Und dem war auch so, bis letzten Juli, als die US-Behörden rund 300 UBS-Kunden plötzlich Steuerbetrug vorwarfen. Verwunderlich ist aber vor allem: Wie ist die UBS (mit dem Segen der Schweizer Regierung) dazu gekommen, diese neue amerikanische Gesetzesauslegung plötzlich zu anerkennen? Immerhin denunzierte sich die Bank damit selber als Betrügerin.

Die Erklärung hat nur indirekt mit der Steuerfrage zu tun. Über Jahre hatten Berater der UBS offenbar systematisch Kunden in den Vereinigten Staaten ohne entsprechende Lizenz di-

rekt von der Schweiz aus betreut und diesen fixfertige Konstrukte zur Steuerhinterziehung angeboten. Weil sie damit klar gegen amerikanisches Bankengesetz verstiesen, drohten die US-Behörden dem amerikanischen Ableger der UBS mit Lizenzentzug – mit unabsehbaren, allenfalls katastrophalen Folgen für die Bank.

Mit dieser Drohung in der Hinterhand gelang es den Anklägern, der Schweizer Bank und dem Bundesrat einen eklatanten Verrat an den Bankkunden und an der Rechtsstaatlichkeit abzapfen. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion wies die Schweizer Regierung (via Finma) die UBS an, unter Umgehung der Gerichte Kundendaten an die US-Behörden auszuliefern. Denn allen war klar: Das Bundesverwaltungsgericht hätte diesem illegalen Datentransfer niemals zugestimmt. Ganz einfach, weil kein Betrug vorliegt, der eine Aufhebung des Bankgeheimnisses rechtfertigt.

Um den Vorgang zu begreifen, muss man zwei Eigenheiten der amerikanischen Strafjustiz kennen, die dem hiesigen Rechtssystem fremd sind: die Kronzeugenregelung und das *plea bargaining*. Mit der Kronzeugenregelung brachten die Amerikaner es fertig, dass sich die Angeschuldigten gegenseitig anschwärzten, um den eigenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen: Der Bankkunde belastet seinen Betreuer, dieser schiebt die Schuld auf die Leitung der Bank ab. So kam es, dass die vermeintlichen «Betrüger» schliesslich im Zeugenstand landeten und die Leitung der UBS auf der Anklagebank.

In dieser vertrackten Lage einigte man sich beim *plea bargaining* – einem Kuhhandel mit der Anklagebehörde, der mit Wahrheitsfindung nichts zu tun hat. Wider besseres Wissen bekannte sich die UBS des Betrugs schuldig und handelt sich damit den Erhalt der Lizenz ein. Auf den Punkt gebracht: Um sich selber zu retten, lieferte die Bank ihre Kunden ans Messer, die ein Steuerschlupfloch nutzten, das ihnen die Bank zur Verfügung gestellt hatte.

Das mit dem faktischen Segen des Bundesrates eingehandelte Schuldeingeständnis der UBS setzt ein folgenschweres Präjudiz: Künftig müssen alle Bankkunden, die über bislang tolerierte Firmenkonstrukte ihre Steuern reduzierten, mit Anklagen wegen Steuerbetrugs rechnen. Sie können nur noch hoffen, dass die Justiz die Banken nicht ermächtigen wird, ihre Kundendaten herauszugeben. Denn die Schweiz leistet nur bei Steuerbetrug Amtshilfe, nicht aber bei Hinterziehung. Fazit: Die in Verruf geratene Differenzierung schützt den Kunden nicht nur vor behördlicher Willkür, sondern auch vor seiner Bank. ○

dern um eine der wirtschaftlichen Grundlagen des Landes. Niemand wisse mehr, wohin die Reise gehe, verzweifelt Schwaller: «Wir fliegen, und der Pilot weiss nicht, wohin.»

Das scheint weiten politischen Kreisen ebenso egal zu sein wie die geopferte Selbstbestimmung der Schweiz. Als letzte Parteien versuchen noch SVP und CVP, Reste des



Rettungsversuche: Bundesrat Maurer.

Bankkundengeheimnisses zu retten; auch deren Vertreter im Bundesrat – Doris Leuthard und Ueli Maurer – arbeiten als einzige Magistraten mit wenig Erfolg in diese Richtung. Die FDP beschloss am Samstag zwar laut und offiziell, «keine Aufweichung des Bankgeheimnisses» zuzulassen, doch gleichentags verkündete die medial versierte Parteiprominenz von Johann Schneider-Ammann (BE) bis Philipp Müller (AG) oder Otto Ineichen (LU) auf allen Kanälen das Gegenteil: Aufweichung, Aufgabe, Unterwerfung – ohne jede Gegenleistung. Auch FDP-Finanzdirektoren wie Christian Wanner (SO) oder Ursula Gut (ZH) singen mit im Chor der Defätisten.

Die argumentative Basis zur Selbstaufgabe legen von Freisinnigen gegründete und geführte Vereine wie «Unser Recht». Die anpasserische Lobbygruppe, der neben Ursula Gut auch viele FDP-Parlamentarier und linksliberale Professoren angehören, setzt sich nicht etwa für die Wahrung der Unabhängigkeit ein, wie ihr Name vermuten lassen könnte, sondern sie propagiert die bedingungslose Übernahme des internationalen Rechts. Auf der Website des Vereins wurde die Marschrichtung bereits letzte Woche skizziert. Die Schweiz, heisst es, müsse «den berechtigten Erwartungen des Auslands Rechnung» tragen. Dabei gehe es nicht allein um die willfährig

rasche und unkomplizierte Abwicklung der Amtshilfe zugunsten des Auslands, sondern um eine Abkehr von der bisherigen «Weigerung der Schweiz, selbst bei krassen Fällen von Steuerhinterziehung Rechtshilfe zu gewähren». Dass diese «bisherige Weigerung» in internationalen Verträgen verbrieft und damit rechtens ist, kümmert die Unterwerfer wenig: Sie fordern den Anschluss ans internationale Recht.

Furchterregende Rhetorik

Während die Amerikaner die Schweiz immerhin mit einer handfesten Erpressung zum Einlenken brachten, scheinen die Europäer nach wie vor auf Rhetorik zu vertrauen. Und so wie sich der Bundesrat derzeit verhält, steht zu befürchten, dass dies reichen dürfte, um Bern nachhaltig einzuschüchtern. Am Dienstag wiederholte auch der deutsche Finanzminis-



Angstmacherei: Präsident Sarkozy.

ter Peer Steinbrück (SPD) die Forderung, wonach die Schweiz auf die schwarze Liste der OECD gesetzt werden sollte.

Auf dieser Liste finden sich zurzeit 41 Gebiete, zum Teil sind es Staaten (Liechtenstein), zum Teil abhängige Gegenden wie die Kanalinseln (die zu Grossbritannien gehören). Auf einer schwarzen Liste führten die Alliierten im Zweiten Weltkrieg jene Schweizer Firmen, die unter Verdacht standen, den Nazis geschäftlich zu sehr entgegengekommen zu sein. In Anbetracht dieser Vergangenheit klingen die Drohungen aus Paris (Sarkozy) und Berlin (Steinbrück) furchterregend: Tatsächlich sind sie aber leer.

Nur drei Länder stehen gegenwärtig auf der schwärzesten Liste der «unkooperativen» Partner: Liechtenstein, Andorra und Monaco.

Personenkontrolle

Neukomm, Calmy-Rey, Meyer, Britschgi

Die Vorgänge im Zürcher Pflegeheim Entlisberg, wo Mitarbeiter demenzkranke Patienten misshandelten und mit entwürdigenden Handfotos blossstellten, sorgen überall für Enttäuschung – ausser beim verantwortlichen Zürcher Stadtrat **Robert Neukomm** (SP). In einem Interview auf DRS 1 sagte der Vorsteher des Gesundheitsdepartements auf die Frage des Moderators, ob er die Stimmung im Pflegeheim kenne: «Es herrscht selbstverständlich eine bedrückte Stimmung im Entlisberg. Sowohl beim Personal, bei Angehörigen und auch bei den Patienten – soweit diese nicht dementsind.» Der Moderator stutzte, Neukomm lachte. (*aku*)

Was ist wohl in **Micheline Calmy-Rey** gefahren, dass die schweizerische Aussenministerin extra nach Brüssel reiste, um die EU dazu zu bringen, entgegen der Aktenlage, wie sie in der *Weltwoche* aufgedeckt und dann später auch von EU-Botschafter **Michael Reiterer** öffentlich bestätigt worden war, von der Schweiz explizit die Entsendung von Soldaten ans Horn von Afrika zu fordern? Die EU, der die Schweizer Neutralität ja nicht ganz unbekannt ist, war ursprünglich gar nicht so weit gegangen. Ist das ein besonders verunglücktes Beispiel der von Calmy-Rey erfundenen aktiven Neutralitätspolitik? Oder geht es einfach um ihr Fotoshooting auf dem ersten von den Atlanta-Schweizern gekaperten Piratenschiff, für das sie bereits eine Armbrust gekauft hat? (*fre*)

Allzu viel bewegen können Medienschaffende selten, ausser vielleicht **Frank A. Meyer**, «Journalist im Hause Ringier». Auf die Gefahr hin, dass niemand es bemerken würde, schrieb der *Sonntagsblick* vergangene Woche in einer fettgedruckten «redaktionellen Mitteilung»: «Bei einem Espresso sagte *Sonntagsblick*-Kolumnist Frank A. Meyer zu Ringier-Schweiz-Geschäftsführer **Marc Walder**, es brauche neue Köpfe an der UBS-Spitze. Kaum gedruckt, wurde diese Forderung mit dem Abgang von **Marcel Rohner** bereits erfüllt.» Während sich allfällige nächste Opfer von Meyer bereits in den Schützengräben verstecken, stellt sich die Frage, welch ironiebegabter Journalist im Hause Ringier für die Anmerkung verantwortlich zeichnet. War es **Hannes Britschgi**, der sich nach knapp einem Jahr als Chefredaktor die meyerschen Meriten abverdienen wollte, oder **Marc Walder**, der ihn wöchentlich zum devoten Kaffegeplauder trifft? Dem Vernehmen nach machte Meyer persönlich die Chefredaktion auf seinen Erfolg aufmerksam, worauf Britschgi kurzerhand in die Tasten griff. (*wewe*)

Denn sie wissen nicht, was sie tun

Die ziellose Diskussion um das Bankgeheimnis erinnert fatal an jene zu den nachrichtenlosen Vermögen. *Von Max Frenkel*



Es braucht einen Chef, der ein erfahrener Diplomat sein sollte: Ex-Botschafter Thomas B. (l.).

Als Bundespräsident Hans-Rudolf Merz am vergangenen Samstag in Bern zu den FDP-Delegierten sagte, man müsse bei der Kommunikation unterscheiden zwischen dem, was man sage, und dem, was beim Zuhörer ankomme, sprach er zwar eine Wahrheit aus. Aber selber hielt er sich nicht an diese Erkenntnis. Sonst hätte er nicht dermassen lang über Bankgeheimnis, Amtshilfe, Rechtshilfe, Steuerhinterziehung und Steuerbetrug gesprochen und nicht gemerkt, dass er damit eine Botschaft in den nur allzu gerne Zeichen der Schwäche konstatierenden Köpfen der nationalmasochistischen Medienvertreter verankerte, die er so sicher nicht verankern wollte. Hingegen hätte er, wenn er wirklich an das gedacht hätte, was ankommt, bei seiner ausführlichen Darstellung des Bundesrates als Kapitän auf der Brücke, die Gelegenheit nicht verpasst, auch von Piraten zu sprechen.

Aber auch ich stelle mir Kapitäne anders vor. Die steuern nämlich und haben einen Kompass. Das Wort aus dem Lukas-Evangelium, «... denn sie wissen nicht, was sie tun», ist hier eher angebracht. Wie denn wohl jedem, der Mitte der neunziger Jahre die Diskussion um die sogenannten nachrichtenlosen Vermögen und dann um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg

miterlebt hat, die frappante Ähnlichkeit der Abläufe auffallen muss: eine von den Folgen von Bankenfehlern überrumpelte Landesregierung, die versucht, mit halbherzigen Gesten das Fehlen einer Strategie zu übertünchen. War es damals die «Heute sind wir ganz anders»-Strategie, die in den USA überhaupt nicht ankam, so ist es jetzt der unverständliche Kniefall vor den amerikanischen Strafbehörden in Sachen UBS, der nur eines vermittelt: das Bild einer willfährigen Schweiz, die sofort nachgibt, wenn man ihr die Peitsche zeigt.

Wirre Kakophonie

In einem gewissen Sinne ist die heutige Übungsanlage sogar noch problematischer. Damals war es der Aussenminister, der die Schweiz vertrat. Heute ist es eine wirre Kakophonie. Nachdem man zunächst selbstbewusst erklärt hatte, an einer Konferenz in Washington nicht teilzunehmen, sind es jetzt nicht weniger als drei Bundesrätinnen, welche in die USA reisen und dort den verschiedensten Gesprächspartnern die schweizerische Position «erklären». Natürlich werden sie dann zurückkehren und ihre angeblichen Erkenntnisse aus ein oder zwei Gesprächen verbreiten. Wie denn Bundesräte die Tendenz haben, aus ihren gelegentlichen Treffen mit andern Regierungen zu schliessen, sie wüssten, «wie man mit denen verhandelt».

Was auch heute wieder fehlt, ist die Strategie. Natürlich ist Merzens Dreierausschuss an sich keine schlechte Sache. Irgendwo muss koordiniert werden. Dumm war nur, das dem Volk als Antwort auf die internationale Herausforderung verkaufen zu wollen. Denn was wirklich notwendig wäre, ist eine Stelle, welche – unter Zeitdruck – die von der Regierung zu verabschiedende Strategie erarbeitet und das Tagesgeschäft koordiniert. Das können Bundesräte nicht. Sie sind in aller Regel Verkäufer und nicht Vordenker.

Unüberlegte Gesten

Es braucht dazu nicht einen grossen interdepartementalen Stab. Im Gegenteil: Je mehr Leute beteiligt sind, desto eher blockieren sie sich gegenseitig, um ja dem eigenen Departement, und sich, keine Schwierigkeiten zu bereiten. Es braucht einen Chef, der ein erfahrener Diplomat sein sollte und sich als Einziger vollamtlich mit dem Thema befassen würde. Es gibt einen im Ausland tätigen Botschafter, der sich für eine solche Rolle eigentlich aufdrängen müsste. Aber ich kann seinen Namen nicht nennen, weil erfahrungsgemäss Journalisten zwar immer recht haben, aber nie recht bekommen dürfen. Und ihm wäre eine Gruppe von nicht mehr als etwa fünf Beratern von innerhalb oder ausserhalb der Verwaltung beizugeben, je einer für die Bereiche Finanzen, Volkswirtschaft, Banken, Recht und Kommunikation. Bei den Banken stünde für mich an erster Stelle der Präsident der Vereinigung Schweizerischer Privatbankiers, Konrad Hummler. Diesen Namen darf ich nennen, denn nach seiner wenig devoten Kritik am Bundesrat im Fernsehen kommt er ohnehin nicht mehr in Frage.

Auch das strategische Ziel wäre einigermassen klar: die internationale Respektierung der schweizerischen Souveränität. Das vordringlich, aber nicht darauf beschränkt, am Beispiel des Steuerrechts und der zwischenstaatlichen Rechtsverfahren. Denn wenn die Schweiz als unabhängiges, kleines und reiches Land schon keine natürlichen Freunde hat und haben kann, muss sie sich wenigstens Respekt verschaffen. Bei den zum Ziel führenden Handlungsstrategien würde man sich natürlich auch mit all den Reformfragen beschäftigen, über die Merz am letzten Samstag so ausführlich sprach. Aber ohne eine strategische Messlatte und realistische Definitionen des zu Erreichenden verheddert sich die Landesregierung in unüberlegten Gesten. Das war in den neunziger Jahren so. Das ist es auch jetzt. ○

Alle drei sind nicht Mitglieder der OECD. Will die OECD ein Land auf diese Liste setzen, müssen dem alle dreissig Finanzminister der Mitgliedsländer zustimmen – auch die Schweiz. Kein Wunder, steht kein OECD-Land auf dieser Liste – und bislang war es sehr unwahrscheinlich, dass die Schweiz je hier erscheinen würde. So gesehen, mutet es nicht sehr vertrauensbildend an, wenn Finanzminister Merz am Samstag vor der FDP behauptete, die Schweiz laufe Gefahr, «auf die schwarze Liste gesetzt zu werden». Ohne seine Zustimmung ist dies nicht möglich. Hat er sich bereits entschieden, sein Land selbst als «unkooperativ» zu denunzieren? Kaum. Bundespräsident Merz wollte vermutlich bloss seine Freisinnigen erschrecken, um sie auf weitere angebliche unumgängliche Konzessionen einzustimmen.

Und selbst wenn Merz die Eidgenossenschaft eigenhändig auf die schwarze Liste setzte: Was wären die Folgen? Keine, sagte der Genfer Wirtschaftsanwalt Carlo Lombardini am Montag einer Journalistin des welschen Radios, was diese dermassen aus dem Konzept brachte, dass sie beinahe ausfällig wurde. Tatsächlich hat Lombardini recht: Die OECD hat



Forderungen: US-Aussenministerin Clinton.

keinerlei Mittel, die Schweiz zu sanktionieren. Zudem brächte sie andere Mitglieder damit ebenso in Verlegenheit: Frankreich verfügt mit Andorra und Monaco über ebensolche «eigene» Steueroasen wie Grossbritannien. Der moralistischen Empörung der ausländischen Kritiker haftet sehr viel Heuchlerisches an. Im neu ausgebrochenen Nervenkrieg geht es nicht um Gut und Böse, sondern um Interessen und Macht – und knapp werdendes Geld.

In Brüssel, so erzählt der konservative britische Europa-Parlamentarier Daniel Hannan, sind Ressentiments gegen die Schweiz weitverbreitet. Dass die EU deswegen einen veritablen Handelskrieg mit der Schweiz anzetteln würde, hält er jedoch für unwahrscheinlich. Die EU schadete sich damit in erster Linie selbst.

Dennoch brechen in Bern die Dämme. Bundesräte, Beamte und Parlamentarier lassen sich bereitwillig mit zweideutigen Aussagen über das Bankgeheimnis zitieren. Wahrscheinlich sei die Unterscheidung zwischen Steuerbetrug und Steuerhinterziehung nicht mehr zu halten, hört man allenthalben. Was die Bürgerlichen jahrzehntelang verteidigt haben, gaben sie innert kürzester Zeit auf, weil eine Grossbank ins Trudeln geraten ist. Der Vorgang macht sprachlos.

Heilloses Gezerre

Nur die SP bleibt sich treu. 1977 lancierte die Partei die Bankeninitiative, die unter anderem ausländischen Behörden auch die Rechtshilfe gewähren wollte, wenn es um mutmassliche Steuerhinterziehung ging. Das Anliegen war chancenlos. Die Schweizer Bevölkerung versenkte die Initiative 1984 mit 73 Prozent. Stolz schrieb damals Peter Klausner, ein Direktor der Schweizerischen Nationalbank: «Die absolute Geltung des Bankgeheimnisses im Steueranlagungs- und selbst im Steuerhinterziehungsverfahren darf im europäischen Vergleich Einmaligkeit beanspruchen.» Und er lobte die «restriktive Haltung unserer Behörden im internationalen Rechtshilfeverkehr».

Aus und vorbei. Was die SP auf demokratischem Weg nicht erreicht hatte, wird ihr nun geschenkt – durch einen Bundesrat, der den Kopf verloren hat und Führungsmängel aufweist, wie sie noch selten zu beobachten gewesen sind.

Aus der Verwaltung hört man, dass jedes Departement das andere belagert und beschiesst. Geht es darum, einen wichtigen ausländischen Kritiker des Schweizer Steuersystems einzuladen, beginnt sogleich ein Gezerre: Welches Departement ist zuständig? Wer darf die Hotelzimmer reservieren? Wer den hohen Gast empfangen? Eine Regierung, die bis vor einem Jahr künstlich zusammengeschweisst wurde, weil sechs Mitglieder mehr oder weniger in gleichem Ausmasse einen vermeintlichen Ruhestörer bekämpften, verlor mit dessen Abwahl die Raison d'être. Seither sind eklatante Zerfallserscheinungen zu konstatieren. Leute, die sich trotz offenkundiger Erschöpfung an ihr Amt klammern, ergänzen Leute, denen es an jeglicher Erfahrung mangelt.

Es rächt sich, dass der Kampf von SP, FDP und CVP gegen die SVP die Souveränität zu einem parteipolitischen Begriff reduziert hat, dessen wahre Bedeutung offenbar kaum mehr eine Rolle spielt.

CLINT EASTWOOD

GRAN TORINO



WARNER BROS. PICTURES PRESENTS
IN ASSOCIATION WITH VILLAGE ROADSHOW PICTURES A DOUBLE NICKEL ENTERTAINMENT
A MALPASO PRODUCTION "GRAN TORINO" EDITED BY JOEL COX, A.C.E.
GARY D. ROACH PRODUCTION DESIGNER JAMES J. MURAKAMI DIRECTOR OF PHOTOGRAPHY TOM STERN, A.F.C., A.S.C.
EXECUTIVE PRODUCERS JENETTE KAHN, TIM MOORE AND BRUCE BERMAN
SCREENPLAY BY NICK SCHENK
STORY BY DAVE JOHANNSSON & NICK SCHENK
PRODUCED BY ROBERT LORENZ, BILL GERBER PRODUCED AND DIRECTED BY CLINT EASTWOOD

VILLAGE ROADSHOW PICTURES WARNER BROS. PICTURES
GRANTORINO.CH WARNERBROS.CH

JETZT IM KINO

«Wir wollen keine Killer»

Von Urs Gehriger — Wer ist die geheimnisumwitterte Spezialeinheit mit dem Kürzel «AAD10», die nach dem Willen des Bundesrats Jagd auf somalische Piraten machen soll? Die *Weltwoche* hat bei Architekten und Kennern der Elitetruppe nachgefragt.



Überlebenstraining in extremen Klimazonen: Schweizer Special Forces überzeugen auch im europäischen Ausland.

Jetzt, da der Bundesrat das Plazet für einen Einsatz am Horn von Afrika gegeben hat, taucht das Akronym beinahe täglich in Medien auf: AAD10. Doch viel ist über die Schweizer Elitetruppe mit dem sperrigen Namen Armee-Aufklärungsdetachment nicht bekannt. Die Identität der Mitglieder ist tabu, über Zusammensetzung, Ausrüstung und Taktik hüllt sich die Schweizer Armeeführung in Schweigen, zum Schutz ihrer Soldaten und ihrer Mission, wie es offiziell heisst. Selbst die Vorkämpferin für deren Einsatz am Horn von Afrika, Aussenministerin Calmy-Rey, hat der Spezialeinheit bis dato keinen Besuch abgestattet, und auch der neue VBS-Chef Maurer kennt sie erst vom Hörensagen.

Im Klima der Klandestinität gedeihen Gerüchte bekanntlich besonders gut. So haben Medien und Parlamentarier aus allen Parteien in den letzten Wochen einen Einsatz der

AAD10 gegen Piraten in Frage gestellt. Die Schweizer Special Forces seien nicht genügend vorbereitet für einen Einsatz auf fremden Gewässern, hiess es. Roland Borer, SVP-Nationalrat und Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission, redete die Fähigkeiten der Spezialeinheit gar auf das Niveau von tumben Stiefelknechten klein: «Nur um den Franzosen und Deutschen die Schuhe zu putzen», müsse die Schweiz keine Soldaten ins Ausland schicken.

Wer ist die Truppe? Warum wurde sie geschaffen? Was kann sie?

Gerüchte über Irak-Einsatz

Die Wurzeln des geheimnisumwitterten Elitaverbands reichen zurück auf das Jahr 1998. Angesichts neuer Bedrohungsbilder begann ein kleiner Kreis im VBS, eine Truppe für Sonderoperationen ins Auge zu fassen. «Die Lücken

bezüglich Schutz schweizerischer Interessen im Ausland, insbesondere bei der Rettung und Rückführung von Schweizer Bürgern» hätten den Impuls zur Bildung einer Spezialeinheit gegeben, erklärt ein profunder Kenner der Einheit.

Beim Aufbau orientierte man sich an europäischen Spezialeinheiten. Vor allem bei den Franzosen und Schweden hat man sich inspirieren lassen. Nach mehrjähriger Konzeptphase begann 2005 schliesslich die Rekrutierung. Avisiert wurde eine Kompaniegrösse von 91 Mann, davon steht heute rund die Hälfte. Ihre Aufgaben: Rettung und Rückführung von Schweizer Bürgern aus Krisengebieten, Schutz von Personen sowie Einrichtungen bei erhöhter Gefährdung im Ausland. Beschaffung von wichtigen Nachrichten in Operationen zur Existenzsicherung – unter besonderen Umständen auch in Friedensmissionen.

Spezialeinheit

Vorteil Maurer

Dem Militäreinsatz vor Somalia droht neues Ungemach. Von Urs Gehrig

Auf den ersten Blick sah VBS-Chef Maurer aus wie ein Verlierer. Gegen seinen Willen sprach sich der Bundesrat letzte Woche für eine Schweizer Beteiligung an der Mission Atalanta aus. In Wirklichkeit wurde die Entsendung eines dreissigköpfigen Teams zur Bekämpfung der Piraterie im Golf von Aden auf die lange Bank geschoben.

Schützenhilfe erhielt Maurer ausgerechnet von seiner Kontrahentin. Auf Antrag von Justizministerin Widmer-Schlumpf wurde das Piraten-Dossier mit einer Änderung des Militärgesetzes verknüpft. Zwar erachte sie eine solche für den Atalanta-Einsatz als «nicht zwingend», schreibt sie in ihrem Mitbericht. Da man aber davon ausgehe, «dass solche Armee-Einsätze auch in Zukunft zur Diskussion stehen werden», sei «eine klare gesetzliche Regelung» angezeigt. Somit werden der Bundesversammlung zwei getrennte Botschaften vorgelegt: eine für die Atalanta-Mission. Eine zweite zur Änderung des Militärgesetzes.

Für den Piraten-Einsatz bedeutet dies ein doppeltes Hindernis. Erstens muss die Gesetzesänderung nun durch ein Vernehmlassungsverfahren, wodurch das Geschäft kaum vor der Herbstsession ins Parlament kommt. Zweitens droht einem Schweizer Hochsee-Einsatz durch die Verlinkung mit der Gesetzesrevision das vorzeitige Aus. Denn es ist durchaus möglich, dass die Räte, obwohl juristisch nicht zwingend, bereits für die Atalanta-Mission eine Revision des Militärgesetzes als opportun erachten. Stimmen sie der Revision zu, könnte die Schweizer Elitetruppe zwar entsandt werden. Für diesen Fall hat die SVP jedoch bereits ein Referendum angekündigt. Würde dieses vom Volk angenommen, müssten die Soldaten zurückgepfiffen werden.

Im EDA gibt man sich pragmatisch. Als Nächstes erörtert eine Delegation mit der EU die Modalitäten für einen allfälligen Einsatz. Nach erster Durchsicht des rund zwanzigseitigen Regelwerks der EU-Militärmission habe man keine Probleme festgestellt, heisst es. Gemäss Bundesrat sollen rund fünfzehn Elitesoldaten zum Einsatz kommen. Sie könnten in Dschibuti oder Mombasa stationiert und von da per Helikopter auf eine Atalanta-Fregatte geflogen werden. «Wir sind jederzeit einsatzbereit», heisst es beim AAD 10.

Bisher beschränkte sich ihr Einsatz auf eine kurze Schutzaktion um die Schweizer Botschaft in Teheran. Gerüchte über einen Geheimeinsatz im Irak dementieren Verantwortliche der Einheit entschieden. Abgesehen von «verschiedenen Erkundungsmissionen in Zivil» habe man im Ausland keine Aktiveinsätze absolviert.

Strikte Diskretion ist die Grundvoraussetzung für das Funktionieren von Spezialeinheiten. Dies führt bisweilen zu Mutmassungen, bei der AAD 10 handle es sich um eine kleine Geheimarmee, die ein Eigenleben führe. Langjährige Kenner der Truppe in verschiedenen Departementen halten dies für unbegründete Spekulationen. «Die Berufsformation ist zentraler Bestandteil des Grenadier-Kommandos 1», sagt ein EDA-Mitglied. «Ihre Bildung wurde 2004 vom Bundesrat beschlossen, Calmy-Rey war dafür, Blocher auch.» Über Einsätze bis zu drei Monaten Dauer entscheide die Landesregierung. Längerfristige Operationen müssten vom Parlament abgesegnet werden (siehe Kasten nebenan).

Facettenreiches Training

Die politische Debatte um die AAD 10 mutet bisweilen grotesk an. Von rechts und links beargwöhnt man die Profitruppe. Sie schaffe ein Präjudiz für Auslandseinsätze, höhle die Neutralität aus und solle am besten gar nicht eingesetzt werden. Andere orten die Schwäche just in der Tatsache, dass die Eliteeinheit im Konflikt bisher ungetestet ist. «Den Soldaten fehlt der Killerinstinkt», behauptet etwa der Zürcher Uni-Dozent Albert Stahel, nie verlegen, seine «Expertise» in ein ausgestrecktes Mikrofon zu diktieren.

Das Argument wird bei der Eliteeinheit nicht dementiert. «Wir wollen gar keine Killer», sagt ein Offizier aus dem Kreis der AAD-10-Verantwortlichen. Gefragt seien menschlich reife und rationale Soldaten, die sensible Operationen mit Fingerspitzengefühl und Professionalität ausführen können. Deshalb stelle man höchste Ansprüche an mentale Stärke und Disziplin. «Der Macho mit der Pumpgun im Kofferraum ist definitiv nicht, was wir brauchen», sagt ein anderer profunder Kenner der Einheit. Der physische Härtetest sei lediglich die erste Hürde beim Auswahlverfahren. Gesiebt würden die Aspiranten vor allem bei der psychischen Musterung durch ein speziell entwickeltes Verfahren des Fliegerärztlichen Instituts.

Gegen vierhundert Interessenten stellen sich jährlich dem Auswahlverfahren, sieben bis acht schaffen die Selektion, weniger als zwei Prozent. Das Durchschnittsalter der Truppe liegt bei über dreissig Jahren. Betrachtet man die berufliche Herkunft der Soldaten, gleicht sie einem Querschnitt durch die Bevölkerung. Sie reicht vom Schreiner über den Kaufmann bis zum Ingenieur ETH. Sogar ein

Berufsmusiker findet sich in ihren Reihen. Daraus zu schliessen, die Schweizer Special Forces würden im Notfall vor Gewaltanwendung zurückschrecken, halten Kenner der Truppe für falsch. Sie verweisen auf ein facettenreiches Training, das den Vergleich mit ausländischen Elitetruppen nicht scheuen müsse.

Zwölf Monate dauert der Grundkurs zum Elitesoldat. Darauf folgen sechs Monate Spezialausbildung. Aspiranten üben den Fallschirmabsprung aus extremen Höhen mit Sauerstoffmaske, Nahkampf und Gefechtschiessen. Scharfschützentraining gehört ebenso zur Ausbildung wie das Hantieren mit diversen Sprengstoffen. Verschiedenste Übermittlungsmethoden würden angeeignet. Gebrauch und Wartung von geländegängigen Fahrzeugen stünden weiter auf dem Kursprogramm, ebenso der Einsatz auf Sturmbooten. Das alles wird ergänzt durch ein Überlebenstraining in extremen Klimazonen, im Hochgebirge, in der Wüste, auf dem Meer oder in der Arktis.

Daneben legt man Wert auf vertiefte Kenntnisse von Sprachen, Kultur und Kommunikation. Jeder Soldat beherrscht zwei Landessprachen und verfügt über gute Englischkenntnisse. «Der ideale Elitesoldat ist nicht in erster Linie Kämpfer, sondern Soldat-Diplomat», heisst es seitens der Verantwortlichen der AAD 10. «Schiessen und Sprechen haben die gleiche Priorität.» So gehörten auch Kurse über aussereuropäische Kulturen und über Verhandlungstaktik zur Ausbildung, durchgeführt von der Politischen Abteilung IV des EDA.

Um den hohen Ansprüchen zu genügen, trainiert die Einheit regelmässig ausserhalb der Schweiz. Insgesamt achtmal habe die Truppe in den letzten Jahren an mehrwöchigen Übungen im europäischen Ausland teilgenommen, zusammen mit Elitetruppen aus Frankreich, Schweden, Norwegen, Dänemark, den Niederlanden, Finnland und Grossbritannien, wobei die Schweizer teilweise besser abgeschlossen hätten als kampferprobte Spezialeinheiten. Zum Beispiel bei der Übung «Cold Response», einem der anspruchsvollsten Manöver von Land-, Luft- und Seestreitkräften nördlich des Polarkreises bei minus zwanzig Grad Celsius.

Was das Training taugt, wird sich erst im Ernstfall weisen. Verantwortliche der EU-Mission Atalanta orten bei den Schweizer Special Forces jedenfalls weder fehlendes Know-how noch mangelnde Erfahrung auf See. Mutmassungen, im Ernstfall könnte die AAD 10 «eine Gefahr für die gesamte Operation darstellen» (Stahel), quittieren ausländische Kenner mit Kopfschütteln. «Die sind genau wie unsere», sagt General Puga, ehemaliger Kommandant der französischen Elitetruppe COS. «Ich würde keinen Moment zögern, mit den Schweizern auf Mission zu gehen.» ○

Walpen will die Superdirektorin

Von Andreas Kunz — Trotz Kritik will der SRG-Direktor TV-Chefin Ingrid Deltenre zur Intendantin von Schweizer Fernsehen und Radio DRS machen. Der Termin für die Kür steht bereits fest.



Fusionsprojekt: TV-Chefin Deltenre und SRG-Generaldirektor Walpen.

SRG-Generaldirektor Armin Walpen will TV-Chefin Ingrid Deltenre am 4. Mai zur ersten Intendantin von Schweizer Fernsehen (SF) und Radio DRS küren. Um die Wahl möglichst schnell und klandestin zu beschliessen, will Walpen auf eine öffentliche Ausschreibung der Stelle verzichten. Stattdessen plant er die Einsetzung eines Gremiums, das Deltenre als einzige Kandidatin dem SRG-Regionalrat zur Wahl vorschlagen soll.

Als Mitglieder des Gremiums vorgesehen sind Viktor Baumeler, Verwaltungsratspräsident der SRG Deutschschweiz, Niklaus Ullrich, Präsident der SRG Region Basel, und Walpen selbst. Auf die Recherchen der *Weltwoche* angesprochen, sagt Baumeler: «Das Vorgehen ist noch nicht definitiv beschlossen.»

Mit der Wahl Deltenres will Walpen das laufende Konvergenzprojekt vorantreiben, mit dem das SF und Schweizer Radio DRS organisatorisch fusioniert werden sollen. Ursprünglich wollte Walpen die Ernennung von Deltenre bereits Mitte März bekanntgeben. Der SRG-Verwaltungsrat wehrte sich allerdings gegen die überstürzte Vorgehensweise – ebenso wie die Mediengewerkschaft SSM, die vergangene Woche in einer Mitteilung einen Zwischenhalt des Fusionsprojekts forderte.

Trotzdem prescht Walpen mit seinem Plan und der Nomination von Deltenre jetzt weiter

vor. Leidtragender ist Radiodirektor Walter Rüegg. Er hatte sich im vergangenen Sommer vom SRG-Generaldirektor überreden lassen, auf die Früh pensionierung zu verzichten und sich stattdessen des Dossiers «Konvergenz» anzunehmen. Als Bedingung für seinen Einsatz verlangte Rüegg von Walpen allerdings klare Vorgaben für das Projekt und einen Rückzug der von ihm und seiner Belegschaft wenig geschätzten Deltenre. Die Monate vergingen, Walpen zierte sich vor einem Entscheid, Rüegg ärgerte sich, Walpen lavierte – und plötzlich präsentierte der Walliser zu Rüeegs grosser Überraschung Ingrid Deltenre als Kandidatin.

«Abenteuerliche Behauptung»

Warum nur will Walpen die TV-Chefin, die er im kleinen Kreis verschiedentlich für ihr «Kommerzfernsehen» kritisiert und mit der er sich dem Vernehmen nach an den Geschäftsleitungssitzungen öfter heftig gestritten hat, nun plötzlich befördern? Verschiedene Quellen vermuten, dass Deltenres umtriebiger Partner, PR-Berater Sacha Wigdorovits, seine Hände im Spiel hat. Mit Axpo-CEO Heinz Karrer sitzt ein ehemaliger Arbeitskollege und einer von Wigdorovits' besten Kunden im SRG-Verwaltungsrat. Gemäss einer gutunterrichteten Quelle soll Wigdorovits dem Generaldirektor sogar einen

offenen Machtkampf in Aussicht gestellt haben für den Fall, dass er seine Partnerin Deltenre bei der Wahl übergehe. Ein allfälliger Skandal käme Walpen, der mit seinem gebührenfinanzierten Porsche Cayenne bereits einmal für Schlagzeilen gesorgt hat, reichlich ungelogen. Im nächsten Jahr will er sich entweder pensionieren lassen, mit dem fusionierten Radio und TV als persönlichem Denkmal, oder nochmals ein paar Jahre als Generaldirektor anhängen. Auf die Vorwürfe angesprochen, sagt SRG-Sprecher Daniel Steiner: «Diese abenteuerliche Behauptung entbehrt jeglicher Grundlage.» Vor Lachen kaum erholen kann sich Wigdorovits und sagt: «Das ist die beste Verschwörungstheorie seit den Thrillern von Robert Ludlum.»

Kritik aus dem Radiostudio

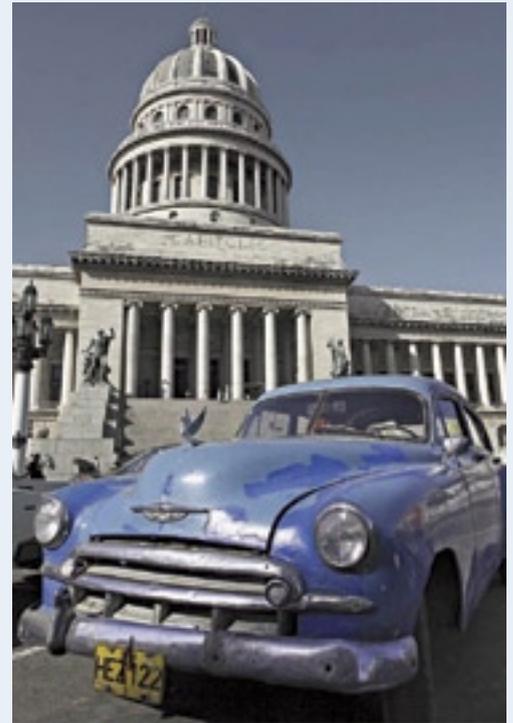
Laut der Zeitung *Sonntag* soll Deltenre bereits erste Listen erstellt haben, auf welchen die künftigen Radiokader verzeichnet sind. Der überrumpelte Rüegg hingegen setzte seine verunsicherten Mitarbeiter am vergangenen Montag in einer spontan einberufenen Informationsveranstaltung über die neuesten Entwicklungen in Kenntnis. Gegenüber der *Weltwoche* wollte er keine Stellung beziehen. Angesprochen auf Walpens neuestes Hauruck-Manöver, äussern seine Mitarbeiter hingegen unisono ihr «Unverständnis über die überstürzte Vorgehensweise» der SRG-Direktion. Es gebe «objektiv keinen Grund, die Frage der künftigen Leitung bereits jetzt zu entscheiden». Vor allem aber befürchten die Radioleute, dass mit einer künftigen Direktorin Deltenre das Fernsehen gegenüber dem Radio bevorteilt würde.

Grundsätzlich wären die Radiomitarbeiter gegenüber einer Fusion mit ihren Fernsehkollegen «wohlwollend» eingestellt. Die spezifischen Unterschiede zwischen den beiden Medien müssten aber «breit diskutiert» und allfällige redaktionelle Annäherungen «vorsichtig und schrittweise» eingeführt werden. Eine radikale Zusammenlegung der Redaktionen, die Kosten sparende Synergien freisetzen würde, haben die Medienleute allerdings nicht zu befürchten. Für eine wirtschaftlich sinnvolle Fusion ist der finanzielle Leidensdruck innerhalb der SRG noch immer viel zu klein. Wie die Fusion definitiv aussehen wird, will die SRG «frühestens in der Verwaltungsratssitzung vom 18. März entscheiden», sagt Sprecher Daniel Steiner.

Mit der unnötigen Forcierung seiner Wunschkandidatin und der mangelhaften Kommunikation seines Plans riskiert Walpen nun aber eine weitere Verzögerung des Konvergenzprojekts. Auch sein einziger Vorgesetzter, Medienminister Moritz Leuenberger, soll nicht gerade erfreut gewesen sein, als er erst am vergangenen Montag von Walpens detaillierten Plänen erfuhr. ○

Weltwoche-Expertenreise Kuba

Entdecken Sie die grösste Karibikinsel mit Erfolgsautor und Kuba-Kenner René Zeyer.



Kuba steht vor einer ungewissen Zukunft. Für eine Verbesserung der Lage spricht die politische Führung in den USA, für eine Verschlechterung das Alter der Castro-Brüder. Höchste Zeit, auf der Karibikinsel vorbeizuschauen und sich mit den fünfzig Jahren seit dem Ausbruch der Revolution zu befassen. Abzutauchen im kubanischen Alltag, zwischen Lebenslust und Entbehrung. Und aufzutauchen in landschaftlich schönsten Gegenden und an puderzuckerweissen Stränden.

Reisedaten: 22. Nov. bis 8. Dez. 2009.



René Zeyer studierte in Zürich Geschichte und Germanistik. Zu seinen journalistischen Stationen in jungen Jahren gehörten der *Wiener*, *Männer Vogue*, die *Schweizer Illustrierte*, bevor er als Auslandskorrespondent für die NZZ seinen Wohnsitz nach Havanna verlegte. Anfang 2000 kehrte er in die Schweiz zurück, zunächst als Korrespondent für den *stern*, dann war er Autor und Produzent der *Sonntagszeitung*. Heute ist er freier Journalist und Kommunikationsberater mit eigener Agentur. Sein neuester Coup: der Bestseller «Bank, Banker, Bankrott» (Orell Füssli Verlag). René Zeyer unterstützt Zunzun – Schweizer Entwicklungsprojekte in Kuba und zeigt der Gruppe live und vor Ort, wofür er sich einsetzt.

Kuba – Willkommen im Land der alten vier-rädrigen Klapperkisten und der Sanktionen. Im Land der ergebnislosen Politik, des Neokolonialismus und einer strittigen Menschenrechtsbilanz. Aber auch im Land der kostenlosen Gesundheitsvorsorge, der Cohibas, des Rums und der unbeschwernten Lebensenergie.

Willkommen in einem Land, dessen freche, heitere, gegensätzliche und erschütternde Gesellschaft wie durch puren Zufall durch azurblaue Karibikwellen an die Traumstrände des Landes gespült worden zu sein scheint. Und seither wie eine unvergängliche Titanic mitten im Meer der sie umgebenden Globalisierung treibt.

René Zeyers Referate und Philosophiethemem:

- Sozialismus, Santeria oder beides?
- Wer ist Fidel Castro, dessen riesiger Schatten auch in der Abendröte seiner Revolution weit in die Zukunft ragt?
- Che Guevara – politisch gescheitert, als Ikone unsterblich
- Warum die mit Widersprüchen beladene Insel trotzdem nicht untergeht
- Kuba als Landeplatz auch so vieler Wünsche und Träume von Europäern

Stationen einer Reise, die besondere, selten eindeutige, aber immer faszinierende Blickwinkel aufzeigt:

- Hemingway: Auf den Spuren einer der erfolgreichsten US-amerikanischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts

- Havanna: Wo koloniale Bauten durch Restauration in neuer Blüte auferstehen
- Salsa: Kubanischer Rhythmus – vom Strassenmusiker bis zur weltberühmten Tropicana-Show
- Vuelta Abajo: Wo die besten Habanos der Welt herkommen
- Sierra Maestra: Wo Castros und Guevaras Revolution ihren Anfang nahm
- Baracoa: Einst Landeplatz von Columbus und bis heute entlegenes tropisches Paradies
- Schweinebucht: Desaster für den amerikanischen Geheimdienst, ruhmreicher Erfolg für Fidel Castro
- Trinidad: UNESCO-Weltkulturerbe in der Provinz der ehemaligen Zuckerbarone
- Karibik pur: Mit dem Katamaran zur einsamen Insel, auf der auch Leguane leben!

Reisearrangement für Weltwoche-Leser
ab Fr. 6690.–, für Abonnenten ab Fr. 6400.– (exkl. Flugtaxen von Fr. 390.–, Stand Februar 2009).

Detailprogramm und Anmeldeformular
Mehr Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub.



Mörgeli

Zunicken im Bundesratsstadl

Von Christoph Mörgeli

Fast ein halbes Jahr schmorten die Amtshilfegesuche beim Finanzdepartement. Seit Monaten wollten die amerikanischen Behörden Aufklärung über UBS-Kunden, die des Steuerbetrugs verdächtigt werden. Seit gefühlten Ewigkeiten schoben Hans-Rudolf Merz und Eveline Widmer-Schlumpf das heisse Dossier vor sich her. Schliesslich verhängte die US-Administration ein Ultimatum: Bis 18. Februar 2009, Mitternacht, müssten die Informationen vorliegen. Um 21 Uhr bequemte sich der Bundesrat zu einer Sitzung. Die UBS reichte ihre dreihundert Kundenakten unverzüglich den Amis weiter. Auf Geheiss der Schweizer Finanzmarktaufsicht (Finma) – die wiederum dem Bundesrat untersteht. Am darauffolgenden Freitagabend verhängt das Bundesverwaltungsgericht eine superprovisorische Verfügung und untersagt die Herausgabe der Daten. Das ist etwa so sinnvoll, wie wenn am 3. August angesichts brennender Wälder rückwirkend das Abfeuern von 1.-August-Raketen verboten würde.

Auf die Frage, warum man nicht früher und koordinierter reagiert habe, bellte Hans-Rudolf Merz: «Ich bin nicht in einem Komödiantenstadl.» Der Bundesrat habe ausserdem seinen Sitzungsrythmus. Aha. «Das ist der Rhythmus, wo ich mitmuss.» Aha. Immer mittwochs. Seit letztem Sommer fanden mindestens zwanzig Bundesratssitzungen statt. Ganz rhythmisch. Ohne dass die Regierung eine brauchbare Strategie entwickelt hätte. Ohne dass Justizministerin Widmer-Schlumpf ihre dreitausend Beamten zu einer rechtsstaatlich vertretbaren Lösung mit den US-Cowboys angetrieben hätte. Offenbar wollte niemand den Bundeshaus-Biorhythmus durcheinanderbringen.

In einem Punkt muss man Merz allerdings recht geben: Dieser Bundesrat ist tatsächlich kein Komödiantenstadl. Denn das Lachen ist einem mit Blick auf diesen Versagerstadl schon längst vergangen. Dabei dachten sich Couchepin & Co., sie hätten im Dezember 2007 ihr Legislaturziel bereits erreicht: Blocher raus. Gemütlichkeit rein. Kuschelstadl für alle. Und jetzt das: Finanzkrise, UBS-Debakel, Wirtschaftskrieg.

Auf einmal wäre mehr gefragt als Sitzungsrythmus und gegenseitiges Zunicken. Nämlich Führung statt Beamtenstadl. Internationale Wirtschaftskompetenz statt Provinzstadl. In der grössten Krise aller Zeiten regiert uns der schwächste Bundesrat aller Zeiten. Ein Tragödienstadl.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Chügeli und Chlüngeli

Von Peter Bodenmann — Das Schönreden von Niederlagen nützt nichts. Der Sonderfall Schweiz stirbt einen qualvollen Tod.



Bankgeheimnis-Götzendienst: UBS-Chef Grübel.

Man nehme einen nicht versteuerten Diamanten. Stecke ihn in eine Tube. Und tube mit dieser über die Grenze in die nächste Steueroase ab. Die Chügeli-Dealer der UBS standen den Chügeli-Dealern der Langstrasse in nichts nach.

Während der letzten Jahrzehnte verteidigten die Boni-Banker zusammen mit den bürgerlichen Boni-Politikern das Bankgeheimnis. Arm in Arm. Die zu grosse Abhängigkeit der Politik von den sie finanzierenden Banken führte zur Betriebsblindheit dieser Chlüngeli-Politik. Jetzt bricht unter leichtem amerikanischem Druck das ganze Schweizer Kartenhaus in sich zusammen. Plötzlich ist die UBS wichtiger als der lange zelebrierte Bankgeheimnis-Götzendienst.

Der neugewählte CEO der grössten Schweizer Bank gab letzte Woche in der *Finanz und Wirtschaft* den neuen Tarif durch: «Es ist fraglich, ob wir weiterhin unter dem Bankgeheimnis Steuerhinterzieher verstecken können.» Der Satz hat es in sich, und es tut gut, ihn mehrmals über helvetische Hirnklappen rinnen zu lassen.

Erstens gibt Grübel zu, dass die Schweizer Bankiers bisher Steuerhinterzieher mit Hilfe des Bankgeheimnisses aktiv versteckt haben. Wer wird dies besser wissen als er?

Zweitens macht Grübel bereits keinen Unterschied mehr zwischen Steuerbetrug und Steuerhinterziehung. Weil es nach Hans Julius Bär keinen gibt.

Und drittens geht Grübel davon aus, dass das Bankgeheimnis in Zukunft nicht mehr Steuerhinterziehern dienen kann und wird. Und dies alles, nach Grübel, um das Bankgeheimnis zu retten. Jeder Bibel-Exeget erstarrt vor Bewunderung. Jeder Dialektiker staunt, wie das Schweizer Bankgeheimnis im dreifachen Wortsinn aufgehoben wird.

Neu wird das Bankgeheimnis für Steuerhinterzieher aufgehoben. Neu wird das Bankgeheimnis – dank dieser Preisgabe – für kommende Generationen erhalten und somit andersrum aufgehoben. Neu wird es – da nicht mehr unmoralisch – gleich noch auf eine höhere Stufe gehoben. Es geht nicht mehr um Geld und Steuerhinterziehung, sondern nur mehr um den Schutz der Privatsphäre.

Niederlagen muss man schönreden können. Genau wie Leichen. In Wahrheit stirbt der Alleingang der Schweiz seit 1992 einen quälend langsamen Tod. Die 40-Töner brettern längst über unsere Landstrassen. In Sachen Umweltschutz hat uns die EU inzwischen überholt. Bald profitieren auch Bulgaren und Rumänen von der Personenfreizügigkeit. Und jetzt kippt im Vorbeigehen ein retrogefitteter deutscher Boni-Banker für uns das Swiss-Solid-Bankgeheimnis.

Im zu beseitigenden Rest bleibt der zu starke Franken, der in den nächsten Monaten Zehntausende von Arbeitsplätzen zerstören wird.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ein Klumpen Zukunftsglaube

Von Kurt W. Zimmermann — Tamedia-Chef Martin Kall liebt das Risiko. Am meisten liebt er das Klumpenrisiko.



Komplett zeitungsverrückt: Tamedia-Verlag.

Im Jahr 2005 kaufte Tamedia-Chef Martin Kall die *Thurgauer Zeitung*. Im Jahr 2007 kaufte er die Espace Media mit *Berner Zeitung* und *Bund*. Für die zwei Regionalverlage zahlte er 370 Millionen Franken. Das ist fast so viel, wie die ganze Tamedia heute wert ist. Ihr Börsenwert beträgt derzeit 470 Millionen Franken. Die beiden Übernahmen wurden aus heutiger Sicht also masslos überbezahlt.

Aus heutiger Sicht. Aus heutiger Sicht ist jeder Franken falsch angelegt, den man in den letzten Jahren ins Zeitungsgewerbe investierte. Ebenso wenig Vertrauen wie in Zeitungen hat der Markt ansonsten nur noch in das Bankengewerbe. In beiden Branchen stürzen die Werte der Unternehmen ins Bodenlose.

Das kann man auch nutzen. Tamedia hat darum nun für 226 Millionen Franken 50,1 Prozent am Schweizer Geschäft von Edipresse erworben. Der Preis ist auch diesmal recht hoch, denn von der Börse werden die 50,1 Prozent mit nicht mehr als 130 Millionen bewertet. Dafür wird Tamedia zum Quasimonopolisten im Westschweizer Zeitungsmarkt.

Wir erleben damit ein einzigartiges Beispiel eines unternehmerischen Hochrisikos. Tamedia setzt in ihrer Zukunftsstrategie völlig auf den Zeitungsmarkt. Man spielt sozusagen Roulette – alles oder nichts.

Tamedia ist komplett zeitungsverrückt. Allein in den letzten vier Jahren kaufte das Verlagshaus zehn bedeutende und eine Vielzahl

kleinerer Zeitungen auf. Dazu warf man neben 20 Minuten zusätzliche Gratisblätter wie *News* auf den Markt. Dazu ergänzte man den *Tages-Anzeiger* mit teuren Regionalausgaben. Dazu lieferte man sich mit der Konkurrenz von der NZZ wilde Übernahmekämpfe um kleinräumige Käseblättchen. Dazu kommen – von *Le Matin* bis *Le Temps* – jetzt sechs weitere Zeitungen aus der Romandie hinzu.

Insgesamt hat das Verlagshaus nun weit über zwanzig grössere Zeitungen im Portfolio. Die Zeitungen machen künftig rund achtzig Prozent des gesamten Umsatzes aus. Den Rest teilt sich das Nebengemüse wie Zeitschriften, TV, Radio und Internet.

Das ist ein enormes Klumpenrisiko. Es ist das Gegenbeispiel jeder Diversifikationstheorie. Noch klumpiger wird der Klumpen, wenn man bedenkt, dass sich alle Titel im engen Schweizer Markt bewegen.

Tamedia ist das einzige grössere Unternehmen weltweit, das heute noch derart besessen auf Zeitungen setzt. Das ist darum erstaunlich, weil die Zeitungskrise die Branche derzeit tödlich trifft. Fast wöchentlich melden in den USA führende Blätter Konkurs an. Andere, wie Rupert Murdoch, müssen Wertberichtigungen in Milliardenhöhe vornehmen. Auch in der Schweiz brechen die Anzeigeneinnahmen und Auflagen ein. Und die Aussichten sind getrübt. Denn es kumulierten sich im Print konjunkturelle und strukturelle Faktoren. Autos, IT und Tourismus werden nach der Krise zu den früheren Gewinnzahlen zurückkehren. Den Zeitungen ist das kaum möglich. Ihnen fehlen in der nächsten Hochkonjunktur die Werbegelder, die inzwischen in andere Kanäle wie das Internet abwandern.

Der Markt weiss das. Zeitungsverlage wie Tamedia und News Corp. haben in den letzten zwölf Monaten über zwei Drittel ihres Werts verloren. Medienhäuser ohne grössere Zeitungsanteile wie Time Warner, Lagardère Group und Disney sind deutlich weniger getaucht. Am besten haben sich Online-Werbeplattformen wie Google und Yahoo gehalten.

Der Markt glaubt nicht an eine glänzende Zukunft des Zeitungsmarkts. Martin Kall und Tamedia glauben daran. Als Einzige derzeit.

Wir müssen ehrlich gestehen: Wir haben im Medienmarkt noch selten ein derartiges Beispiel von antizyklischem Verhalten gesehen. Wir können Martin Kall und Tamedia also nur wünschen, dass sie recht bekommen.

Mehr zum Thema Seite 34

«Überforderung» und «Überlastung»

Von Peter Keller

Wo die Volksseele kocht, schwingt die Elite den psychologischen Rührbesen. Als die Bilder jener alten, von Demenz gezeichneten Frau auftauchten, die nackt im Zimmer tanzte, und dazu das aufmunternde Gejohle ihrer Pflegerin, war das allgemeine Entsetzen gross. Bei den Angehörigen. Auf der Strasse. Im betroffenen Pflegezentrum. Nicht aber bei Chefarzt Dr. med. Roland Kunz vom Bezirksspital Affoltern am Albis. Zwar gönnte auch er sich einen kurzen Abstecher ins Reich der populären Instinkte – «Im ersten Moment war ich einfach nur schockiert» –, um dann umso kraftvoller seine ganze Fachkompetenz auszuspielen: Beim Nachdenken sei er jedoch zum Schluss gekommen, dass es sich um eine fehlgeleitete Reaktion «auf eine Überforderung» handelte.

«Überforderung» heisst eine der klassischen Psycho-Deutsch-Vokabeln. Mit einem kleinen Dreh wird das persönliche Versagen erfolgreich ausgelagert. Und damit auch die Selbstverantwortung für das eigene Handeln. Sie rösten genussvoll Nachbars Lumpi in der Mikrowelle? Entwarnung. Ihnen wächst einfach die Arbeit über den Kopf. Sie jagen gerne mal abends Schwule durch den Stadtpark? Ruhig Blut. Es sind Ihre versteckten homoerotischen Neigungen, die Sie überfordern. Sie demütigen wehrlose Alte? Keine Sorge. Nicht Abscheu, Verständnis ist angesagt. «Misshandlungen sind ein Zeichen der Überlastung.» So lautete das leicht nuancierte Fazit dieses Mal von Stadtarzt Dr. med. Albert Wettstein.

Die Eidgenössische Materialprüfungs- und Forschungsanstalt (Empa) ist spezialisiert darauf, ein Produkt härtesten Bedingungen auszusetzen. Wasser, Hochdruck, Beschleunigung, Biegsamkeit – was den Empa-Test übersteht, ist fit für Darwin. Leider fehlt eine solche Einrichtung im Bereich der Geisteswissenschaften.

Manchmal kochen selbst die Seelen der Eliten. Etwa wegen der Fotos aus dem amerikanischen Militärgefängnis Abu Ghraib im Irak. Bilder von nackten, übereinandergeschichteten Gefangenen mit grünen Tüten über dem Kopf und dahinter feixenden US-Wachsoldaten. Auch hier wäre offenbar mehr Einfühlungsvermögen angebracht. Denn wir wissen jetzt dank Chefarzt Dr. med. Roland Kunz und Stadtarzt Dr. med. Albert Wettstein: Misshandlungen sind nur Zeichen der «Überlastung» und «Überforderung».

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Die Arbeit an der Sprache ist Arbeit am Gedanken.

Gerade in bewegten Zeiten schätzt man eine kompetente Wirtschaftsberichterstattung, die weder dramatisiert noch bagatellisiert. Die «Neue Zürcher Zeitung» bleibt nicht an der Oberfläche. Vielmehr bringt sie kluge Analysen, klare Kommentare und spannende Reportagen. Dies gilt selbstverständlich auch für die Themen Politik, Gesellschaft, Kultur und Sport. Im Jahresabonnement inbegriffen sind die Magazine «NZZ Folio», «NZZ campus», «Z – Die schönen Seiten» und «NZZ Chronik», zahlreiche interessante Sonderbeilagen sowie der Online-Zugriff auf «NZZ Global», die digitale Ausgabe der «Neuen Zürcher Zeitung». Für Informationen und Abo-Bestellungen: Tel. 044 258 15 30, leserservice@nzz.ch oder www.nzz.ch/abo

Neue Zürcher Zeitung

Leserbriefe

«Das ist kein Schutz der Privatsphäre, sondern schlichtweg Steuerbetrug am Heimatstaat des Ausländers.» *Klaus Hager*



Traditionelle Grundsätze: Tresorraum in der Schweiz.

Opulente Geschäftsstrategie

Nr. 9 – «Ein Fall von politischer Kriminalität»/«Überlegene Moral»; Urs Paul Engeler und Pierre Bessard über das Bankgeheimnis

Schon seit Kriegsende hat sich das Bankgeheimnis als eine opulente Geschäftsstrategie für die Schweizer Bankenwelt entwickelt und ermöglicht kapitalflüchtigen Ausländern, sich der heimischen Steuerpflicht – wohlgerne auf eine ihrer Heimat gegenüber schmarotzerische Weise – zu entziehen. Dies hat leider gar nichts mit dem Schutz der Privatsphäre oder gar eines Hortes der Freiheit zu tun, sondern ist schlichtweg Steuerbetrug am Heimatstaat des Ausländers. Dazu sollte man nicht verschweigen, dass die Schweiz dadurch seit Jahrzehnten sehr gut und zu Lasten der Staaten der Ausländer ungerechtfertigt verdient hat. Dies ist neben einer fragwürdigen Moral auch eine enorme Wettbewerbsverzerrung im globalen Finanzsystem, die untragbar ist und daher durch die Schweiz rasch bereinigt werden muss.

Klaus Hager, Neusäss (Deutschland)

Die Schweizerische Gesundheitsdirektorenkonferenz hat auf die Aufhebung des Bankgeheimnisses durch das Trio UBS/Finma/Bundesrat schnell reagiert. Sie offeriert allen, die noch an den Rechtsstaat glauben, eine notfallmässige Gratisbehandlung in der psychiatrischen Klinik des Dr. Friedrich Dürrenmatt in Gälllen. Als erste therapeutische Massnahme liest ihnen

Dürrenmatt aus seinem Buch «Justiz» vor. Anschliessend dürfen die Patienten bei der Auf-führung des Theaterstücks «Merz V., Op(f)er einer Privatbank» mitwirken. Einfühlsame Be-währungshelfer betreuen die kontemplativen Mönche und Nonnen des Bundesrates und der Finma, während die Top-Gangster der UBS im Hochsicherheitstrakt der Gällener Klinik eine Sonderbehandlung durch die Spezialärzte Dr. Baader und Dr. Meinhof erfahren.

Walter Fischer, Buttwil

«Ich stehe zur Verfügung, wenn man meine Hilfe braucht.» Dieser Satz von Thomas Borer heisst doch: Ich bin der einzig fähige und richtige Mann für diesen Job. Könnte ja sein, dass seine teuren Beratungsmandate und diversen VR-Sitze nicht mehr so viel Geld abwerfen. Könnte ja sein, dass das «Zirkus-Paar» (FAZ vom Dezember 2002) für diverse People-Medien auch nicht mehr zu den A-list-Promis gehört. Da käme doch eine erneute Task-Force-Leitung genau richtig, um den eigenen Marktwert wieder ein wenig zu steigern. Unsere Politik und unsere Banken haben genug fähige Leute, um uns aus diesem Schlamassel herauszuführen. Borer hatte seine Chancen in der Schweizer Politik (u. a. als Botschafter in Berlin) – er hat sie nicht genutzt. Wir brauchen keine Schaumschläger und Selbstverwirklicher. Was wir in der heutigen Situation brauchen: einen in Politik und Finanzwelt vernetzten Macher. Jemand, der traditionellen Grundsätzen ver-

pflichtet ist und der die Wahrung unserer seit Jahrhunderten gewachsenen Werte in den Vordergrund stellt. *Alex Häner, Nunningen*

Falscher Sinn für Proportionen

Nr. 9 – «Feinde der Schweiz»; Carmen Gasser über die Rivalen der Eidgenossenschaft

Mit Verlaub: Ging in der Hitze des Gefechtes nicht der Sinn für Proportionen etwas verloren? Staats- und Regierungschefs wie Barack Obama, Nicolas Sarkozy und Angela Merkel sind nun einmal keine «Feinde der Schweiz». Sie blasen auch nicht zum Angriff gegen die Eidgenossenschaft, sondern gegen unsere Form des Bankgeheimnisses sowie gegen Fehl-tritte einzelner unserer Banken, und das ist ja wohl nicht dasselbe. Mässigen wir doch den aufgeregten Ton und versuchen wir, das Ganze wieder in den richtigen Proportionen zu sehen. *Eduard Crosina, Seuzach*

Kuschen als Normalverhalten

Nr. 9 – «Steueroasen – fertig lustig!»; Peter Bodenmann über den Finanzplatz Schweiz

Peter Bodenmann meint, dass wir viel zu leicht zum Spielball der Grossmächte würden. Leider hat er damit recht. Die Schwäche der Schweiz wird schon auf Bundesratsebene intensiv gepflegt. Kuschen ist zum Normalverhalten geworden. Ein Beispiel: Benita Ferrero-Waldner äussert dezidiert, dass die EU gleiche Rechte in Bezug auf die (ungesetzliche) Herausgabe von Bankkundendaten habe wie die USA. Daneben steht eine breit grinsende Bundesrätin, die es nicht für nötig hält, ihrer Politikerkollegin zu erklären, was wirklich Sache ist und dass ein solcher Fehlschluss einer EU-Exponentin nicht würdig ist. *Walter Siegenthaler, Männedorf*

Solidarität hat ihren Preis

Nr. 9 – «Frankenstein im Zwergenland»; Kurt W. Zimmermann über die Zwangsgebühren

Lieber Kurt W. Zimmermann, Ihr Vergleich von Radio- und TV-Empfangsgebühren der Schweiz mit denen anderer europäischer Länder hinkt so mitleiderregend, dass ich ihm gerne auf die Beine helfe: Bereits vor zwei Jahren hat die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) festgestellt, dass ein Programmangebot in vier Sprachen einen hohen Preis hat. Wäre die Schweiz einsprachig, so betrügen die Empfangsgebühren nicht 462, sondern 268 Franken und somit 42 Prozent weniger. Damit läge die Gebührenbelastung in der Schweiz im europäischen Mittelfeld und noch unter derjenigen weit bevölkerungsreicherer Länder wie etwa Deutschland. Die Solidarität zwischen den Regionen, die «idée suisse», hat in allen Bereichen des Service public ihren Preis, nicht nur im Bahn- oder Postverkehr.

Daniel Steiner, Mediensprecher SRG SSR



Die Legenden des Dalai Lama

Am 10. März jährt sich zum 50. Mal der Aufstand der Tibeter gegen China. Das geistige Oberhaupt, der Dalai Lama, wird im Westen verehrt wie ein Popstar. Seltsam. Der allseits verklärte Gottesstaat war ein korruptes Feudalsystem, das seine ärmlichen Untertanen knechtete. *Von David Signer*

Kürzlich konnte der Dalai Lama im Rahmen seiner jüngsten Europa-Reise in Baden-Baden den Deutschen Medienpreis entgegennehmen, der bereits Prominenten wie Nelson Mandela, Bill Clinton und Bono verliehen wurde. Am 10. März vor fünfzig Jahren erhoben sich die Tibeter gegen die chinesische Fremdherrschaft. Und es ist siebzig Jahre her, dass aus einem kleinen Bauernjungen «Seine Heiligkeit» wurde.

Im Winter 1937/1938 machte sich ein Suchtrupp aus der tibetischen Hauptstadt Lhasa in die Provinz Amdo auf. Die Delegation hielt Ausschau nach der Wiedergeburt des vier Jahre zuvor verstorbenen 13. Dalai Lama. Man hatte dessen Leiche einbalsamiert und auf den Thron gesetzt, als sein Kopf plötzlich zur Seite kippte und sein Gesicht nach Nordosten zeigte. Das war den Zeichendeutern am Hof ein Hinweis darauf, dass sein Nachfolger in dieser Richtung gesucht werden musste, was dann auch vom Staatsorakel bestätigt wurde. Eine Vision des Regenten Reting Rinpoche führte weiter zum Kloster Kumbum und von

dort zu einem bestimmten Haus mit einer Dachrinne aus ausgehöhlten Wacholderästen. Die Reisenden klopfen an die Türe und baten um Unterkunft. Sie hielten Ausschau nach einem Knaben, der – ebenfalls gemäss einer Vision – etwa zweieinhalb Jahre alt sein sollte. Diesen Jungen fanden sie. Er sprach den Anführer des Trupps unaufgefordert mit «Sera Lama» an, in Anspielung auf sein Kloster. Auch seine abstehenden Ohren galten als Zeichen seiner Buddha-Ähnlichkeit.

Ein paar Tage später kehrten die Besucher zurück, diesmal in offizieller Mission. Sie legten dem Kleinen eine Reihe von Gegenständen vor, die dem 13. Dalai Lama gehört hatten, zusammen mit ähnlichen, die nicht von ihm stammten. Der Junge erkannte die richtigen Objekte, indem er jeweils rief: «Das gehört mir! Das gehört mir!»

Die Spezialisten testeten noch andere Kandidaten, aber der Fall war klar: Der Junge, der seltsamerweise einen weiblichen Namen trug – Lhamo Dhöndup, «wunscherfüllende Göttin» –, war der 14. Dalai Lama.

Alle lieben den inzwischen 73-jährigen Dalai Lama. Spätestens seit Martin Scorsese 1998 dessen Autobiografie unter dem Titel «Kundun» ins Kino brachte, kennt das Schwärmen keine Grenzen mehr. Von Richard Gere über Brad Pitt, von Patti Smith über Peter Maffay, von Dolly Buster bis Robbie Williams: Alle verehren das nonstop um die Welt jettende geistliche Oberhaupt der Tibeter. Als der Dalai Lama vor drei Jahren die Schweiz mit seiner Gegenwart beehrte, pilgerten während seiner achttägigen Visite insgesamt 30 000 Menschen ins Zürcher Hallenstadion, um ihn zu sehen. Ebenso eindeutig wie die Idealisierung des Dalai Lama, den auch Leute, die sonst jedem Heldenkult abhold sind, «Seine Heiligkeit» nennen, ist für die meisten der Fall Tibet: Man ist sich einig, dass das Bergland vor dem Einmarsch der Chinesen ein Paradies von meditierenden Mönchen und glücklichen Bauern war, inmitten einer herrlichen Bergkulisse – und es längst wieder wäre ohne die bösen Besatzer.

In Wirklichkeit war Tibet bis vor fünfzig Jahren eine klerikal-feudale Tyrannei, ist vieles

am verbreiteten «Allgemeinwissen» über das Land Wunschdenken, gibt es durchaus auch dunkle Stellen in der Biografie des Dalai Lama und mischt sich eine Menge Obskures in die esoterische Lamaismus-Schwärmerei. Aber da es nur wenig Berichterstattung vor Ort gibt, ist es nicht einfach, im Dschungel von exiltibetischer und chinesischer Propaganda die Wahrheit ausfindig zu machen.

Tyrannie der Gottesfürchtigen

Nach seiner «Entdeckung» wurde der junge Dalai Lama im Kloster Kumbum untergebracht. In seiner Autobiografie «Das Buch der Freiheit» beschreibt er die Einsamkeit in seiner neuen Rolle: «Meistens war ich ziemlich unglücklich. Ich begriff nicht, was es bedeutet, Dalai Lama zu sein. Ich empfand mich als kleinen Jungen unter vielen. Es war nicht unüblich, dass Kinder schon ganz jung ins Kloster kamen, und ich wurde so wie all die anderen behandelt.»

Anderthalb Jahre später, im Sommer 1939, reiste er schliesslich mit einer grossen Karawane in die 3600 Meter hoch gelegene Hauptstadt Lhasa, wo er die traditionelle Sommerresidenz des Dalai Lama, den Norbulingka, bezog. Seine Eltern wohnten in der Nähe. Manchmal schlich er sich in ihr Haus, aber offiziell durfte er sie nicht mehr besuchen. Im Winter 1940, er war gerade vier Jahre alt, wurde er offiziell als geistliches Oberhaupt von Tibet eingesetzt und bestieg den juwelen-geschmückten Löwenthron im Potala, dem berühmten Palast mit seinen mehr als tausend Prunkräumen. Sein neuer Mönchsname war Tenzin Gyatso, «Ozean der Weisheit».

Die folgenden Jahre verbrachte der Dalai Lama, isoliert von seiner Familie und ohne Kontakt zu Gleichaltrigen, vor allem mit der mönchischen Ausbildung. «Das Studium war sehr einseitig und in vielerlei Hinsicht für einen Staatsmann in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts denkbar ungeeignet», schreibt er in seiner Autobiografie. Während dieser Zeit lernte der Dalai Lama auch den österreichischen Bergsteiger und SS-Kämpfer Heinrich Harrer kennen, der Ende der vierziger Jahre in Lhasa lebte. 1952 veröffentlichte Harrer seine Erinnerungen «Sieben Jahre in Tibet», die seither vier Millionen Mal verkauft und in 48 Sprachen übersetzt wurden. Der Bestseller diente als Grundlage für den Film «Sieben Jahre in Tibet» mit Brad Pitt in der Hauptrolle. Das Buch war die Initialzündung für die jüngere westliche Tibet-Begeisterung.

Die weltferne Ruhe des Dalai Lama wurde jäh unterbrochen durch den Einmarsch der Chinesen in Osttibet. 1949 hatten die Kommunisten unter Mao Zedong die Macht übernommen und die Volksrepublik China ausgerufen. Wenige Monate später verkündete Radio Peking die Absicht, Tibet vom «britischen imperialistischen Joch» zu befreien und heim ins



«Ozean der Weisheit»: der Dalai Lama bei der 100-Jahr-Feier des Nobelpreises in Oslo 2001.

Mutterland zu holen. Im Oktober 1950 nahm die Volksbefreiungsarmee die Stadt Chamdo ein. Hals über Kopf übertrug die tibetische Nationalversammlung dem Dalai Lama im Alter von fünfzehn Jahren, drei Jahre früher als üblich, die Regierungsgeschäfte. Sein Hilfspapier an die Vereinten Nationen blieb, wegen des «ungeklärten Rechtsstatus Tibets», unerhört.

Tatsächlich war die völkerrechtliche Situation des Landes diffus. Vom 7. bis zum 10. Jahrhundert war Tibet ein mächtiges Reich, das auch Teile Indiens und Chinas beherrschte. Nach und nach schrumpfte dann sein Einfluss, und seit Beginn des 17. Jahrhunderts bestimmte Peking über das Land. 1904 fiel Tibet unter britische Herrschaft. Aber schon drei Jahre später erklärte ein Abkommen zwischen England, China und Russland Tibet zum chinesischen Protektorat. 1911 wurde der Kaiser in Peking gestürzt, seine Truppen verliessen

Tibet, und der damalige Dalai Lama rief die Unabhängigkeit des Landes aus. Völkerrechtlich wurde die Deklaration nie wirksam, der Staat war politisch isoliert und wirtschaftlich kaum überlebensfähig.

Zwei Drittel Leibeigene

Das hing auch mit den anachronistischen, feudalsystematischen Verhältnissen zusammen. Das Tibet vor dem Einmarsch der Chinesen wird vom Dalai Lama und von seinen Fans gerne idealisiert. In Wirklichkeit herrschten dort gesellschaftliche Strukturen, die sich seit dem 10. Jahrhundert kaum verändert hatten. Zwei Drittel der Bevölkerung waren Leibeigene, das heisst auf Gedeih und Verderb vom Adel und von den Tausenden Klöstern abhängig. Durch die rigide Abschottung war das Land auch medizinisch, wissenschaftlich und technisch im Mittelalter stehengeblieben. Bil-



Grenzenlose Schwärmerei: vor dem Europäischen Parlament in Strassburg 2001.

«Sie brauchen eine Integrationsfigur»

Der Historiker Wangpo Tethong über ein Land als Projektionsfläche und die umstrittenen Seiten des Dalai Lama. *Von David Signer*



Kurskorrektur nötig: Historiker Tethong.

Herr Tethong, werden die Verhältnisse in Tibet vor dem chinesischen Einmarsch 1949 von Tibet-Fans idealisiert?

Tibet war rückständig, extrem arm, keine Frage. Eine bäuerlich-nomadische Gesellschaft, mit bescheidenem Handel. Für Investitionen, um das Land wirtschaftlich und technologisch vorwärtszubringen, reichte die wirtschaftliche Leistung nicht hin. Und es herrschte eine eklatante Ungleichheit. Kein Tibet-Spezialist leugnet das. Bei der breiteren Bevölkerung in Europa gibt es durchaus eine Tendenz, im früheren Tibet eine Idylle zu sehen. Es gibt seit langem den europäischen Traum vom irdischen Paradies, von «Shangri La», der sich an Tibet festmacht.

Der Dalai Lama hat der Forderung nach politischer Unabhängigkeit Tibets abgeschrieben und begnügt sich heute mit einer «Autonomie». Isoliert er sich damit von einem Teil der Bevölkerung?

Nur eine kleine Minderheit der Tibeter – darunter viele Junge – forderte in der Vergangenheit politische Unabhängigkeit, das haben auch die Wahlen zum Exilparlament gezeigt. Der Dalai Lama ist nicht isoliert. Der Wunsch, dass er zurückkehrt, ist stark. In allen Regionen und buddhistischen Schulen Tibets hat er grossen Rück-

halt, der durch seine Abwesenheit fast noch verstärkt wurde.

Warum verzichtet er nicht auf seinen politischen Führungsanspruch und beschränkt sich auf die Rolle als religiöses Oberhaupt?

Man muss sich bewusst sein, dass der Dalai Lama eine historisch gewachsene Institution ist. Die enge Verbindung von politischer und geistlicher Autorität geht bis auf den 5. Dalai Lama zurück, mit dem das System der Dalai Lamas 1642 begann. Ähnliche Traditionen haben sich auch in Thailand erhalten. Es war und ist aber nie eine absolute Macht.

Aber das setzt allen demokratischen Bemühungen eine enge Grenze.

Das stimmt teilweise. Die Tibeter brauchen eine Integrationsfigur, es wäre politisch nicht geschickt, zum jetzigen Zeitpunkt darauf zu verzichten. Mittelfristig geht es sicher in Richtung einer demokratischen Ordnung, eventuell einer konstitutionellen Monarchie. Der Dalai Lama wird politisch eine mehr repräsentative Rolle haben. Der nächste Dalai Lama wird sicher eine ganz andere Funktion einnehmen als der jetzige.

Ist die Rückkehr eine reale Perspektive?

China fordert, dass er anerkennen müsste, dass Tibet und auch Taiwan schon immer ein Teil von China waren. Der Dalai Lama sagt, auch wenn er sich jetzt mit einer Autonomie innerhalb der chinesischen Staatsordnung begnüge, so könne man doch die Geschichte nicht umschreiben.

Während seiner Regierungszeit hat der Dalai Lama kaum Reformen durchgeführt.

Er war fünfzehn Jahre alt, als er den Thron bestieg. Und als er 1954 nach China zu Mao ging und durchaus vom Sozialismus begeistert war, war er immer noch ein Teenager. Später, als er Veränderungen durchführen wollte, war er de facto entmachtet. Sein Vorgänger unternahm allerdings durchaus Anstrengungen, das Land zu modernisieren. Entscheidend für die Würdigung seiner politischen Biografie ist die Zeit im Exil.

Es wird immer wieder dieses Klischee der friedlichen Tibeter gepflegt. Die Demonstrationen im Vorfeld der Olympiade waren allerdings alles andere als gewaltlos.

Sicher gab es auch Gewalt von tibetischer Seite, das ist nicht erstaunlich angesichts der jahrzehntelangen Repression. Für den Westen waren diese Bilder überraschend, weil Klischees vorherrschen.

Der Dalai Lama wird verehrt. Muss man, nüchtern betrachtet, nicht sagen, dass er – zumindest politisch – versagt hat?

Die Verhandlungslösung hat sich im Nichts aufgelöst, und es gibt keine Anzeichen, dass sich in den nächsten Jahren etwas ändern wird. Die Hauptverantwortung für das Scheitern hat Peking mit seiner sturen Haltung. Die tibetische Seite hat meines Erachtens mit immer grösseren Zugeständnissen aber deutlich übertrieben. Ein Kurskorrektur muss folgen.

Ist die kolportierte Zahl von 1,2 Millionen tibetischen Opfern der chinesischen Unterdrückung nicht übertrieben?

Man muss präzisieren, dass es dabei nicht um getötete Tibeter geht, sondern auch um indirekte Opfer, also Verhungerte, Selbstmörder und Menschen, die wegen der Bedingungen in den Gefängnissen und Arbeitslagern umkamen. Auch dann noch ist die Zahl nicht wissenschaftlich fundiert, sondern eine Schätzung.

Gibt es nicht eine Tendenz, jede Modernisierung, die die Chinesen in Tibet durchführen, als Zerstörung der tibetischen Kultur zu interpretieren?

Klar wurden Schulen und Strassen gebaut, hat sich die Gesundheitsversorgung gebessert – aber wo nicht in den letzten fünfzig Jahren? Das wäre auch ohne die Chinesen geschehen. Ein Land wie Bhutan hat Tibet überholt. Gleichzeitig wird in Tibet die tibetische Kultur marginalisiert. In dieser Debatte wird oft mit verschiedenen Ellen gemessen. Sagt jemand: Im Dritten Reich wurden immerhin Autobahnen gebaut, ist man zu Recht empört.

Vielleicht reizt die Verklärung des alten Tibet zu Antithesen?

Ja, aber das ist ein europäisches Problem. Es gibt das Idealbild vom Supertibeter, der dank traditioneller Medizin nie krank wird, praktisch unsterblich und immer lieb ist. Nicht alle Tibeter sind Buddhisten und meditieren. Die Verniedlichung zu apolitischen Gutmenschen ärgert mich. Es gibt einen «Krieg der Bilder» um Tibet. Das Land eignet sich als Projektionsfläche, es zeigt sich uns verspiegelt. Es gibt die Idealisierer, die Propaganda der Chinesen, die New-Age-Fantasten und braunen Okkultisten. Auch Tibeter mischen im Image-Kampf mit. In diesem Getöse geht der legitime Wunsch nach politischer Selbstbestimmung gelegentlich unter.

Wangpo Tethong, 45, ist ein tibetischer Historiker. Sein Studium an der Universität Zürich schloss er mit einer Arbeit über «Exiltibetische Eliten» ab. Heute arbeitet Tethong in einer Beratungsfirma.

dung und Gesundheitsversorgung existierten ausserhalb des Klerus schlichtweg nicht. Durch masslose Steuerpflichten ausgebeutet, lebten die meisten Tibeter in bitterer Armut. Wie in Indien gab es auch in Tibet eine rigide, kastenähnliche Hierarchie, die durch die buddhistische Karmalehre legitimiert wurde: Wenn einer wie ein Sklave leben musste, hatte das nichts mit Unterdrückung zu tun, sondern mit Schuld, die er in früheren Leben angehäuft hatte. Das Rechtswesen war hochkorrupt: Noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts war es üblich, sich von der Strafverfolgung loszukaufen.

Wetterleuchten des Rückblicks

In der Autobiografie des Dalai Lama hingegen klingt es paradiesisch, wenn er sich ins Tibet seiner Jugend zurückversetzt: «Niemand muss sich allzu sehr ins Zeug legen, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Das Dasein ergibt sich wie von selbst, und alles läuft wunderbar.» Entsprechend unternahm er während seiner Regierung kaum Anstrengungen, das Land zu reformieren, ausser dass er die Vererbbarkeit von Steuerschulden aufhob. Dass politische Entscheidungen vor allem auf Orakel und Astrologie basieren, stellt für ihn, der sich sonst gerne demokratisch und fortschrittlich gibt, kein Problem dar. Zwar fordert er in seinem «Fünf-Punkte-Friedensplan» eine «Respektierung der demokratischen Freiheiten des tibetischen Volkes», aber selber hat er bis heute nicht einmal in den Exilgemeinden, geschweige denn innerhalb der Exilregierung den Versuch unternommen, sich demokratisch legitimieren zu lassen. Er gibt sich selbstverständlich als ganzheitliches Oberhaupt der Tibeter aus, obwohl er, streng genommen, nicht einmal als geistlicher Repräsentant für das gesamte Tibet sprechen kann. Er ist lediglich das Oberhaupt des Gelugpa-

Ordens, der sogenannten Gelbmützen, dessen Führungsanspruch er seit Jahrzehnten systematisch durchzusetzen versucht. Diese Widersprüchlichkeit gilt auch für sein ökologisches Engagement. Er fordert zwar, Tibet in eine Art Naturreservat zu verwandeln, und macht sich bei jeder Gelegenheit für ein ökologisches Denken im Einklang mit der Mutter Natur stark. An seinem Sitz Dharamsala jedoch wird der Müll seit dem Beginn des Exils bis heute einfach auf eine grosse Müllhalde gekippt.

Angesichts der rückständigen Verhältnisse war es für China ein Leichtes, die Besetzung Tibets als Befreiung aus feudaler Stagnation und Repression darzustellen. Im Mai 1951 wurden die Gesandten der tibetischen Regierung in Peking mehr oder weniger genötigt, ein 17-Punkte-Abkommen zu unterschreiben, das einerseits die Integration Tibets in die Volksrepublik China fixierte, andererseits dem Land regionale Autonomie und Religionsfreiheit zusicherte. Das politische System sollte unverändert bleiben und Reformprozesse ohne chinesischen Druck durchgeführt werden. Sobald die tibetische Regierung einige Monate später dem Vertrag zugestimmt hatte, etablierte China eine massive Militärpräsenz in Lhasa. Im Gefolge von Landreformen – der Grundbesitz der Adelfamilien und der Klöster sollte an bisherige Sklaven, Leibeigene und unfreie Bauern verteilt werden – kam es im Laufe der fünfziger Jahre zu mehreren Aufständen der feudal-klerikalen Elite, bis die Situation 1959 in der Hauptstadt eskalierte. Am 17. März wurde der Norbulingka-Palast durch chinesische Truppen beschossen, der Dalai Lama floh nach Indien, und in Lhasa brachen Kämpfe aus. Am 21. März wurde die Erhebung blutig niedergeschlagen, nach exiltibetischen Angaben starben zehntausend Tibeter. Während der Dalai Lama und sein Gefolge im indischen Dharamsala Asyl fanden, wütete die chinesische Kul-

turrevolution auch in Tibet. Zwischen 1966 und 1976 wurden Tausende von Klöstern und Kulturdenkmälern zerstört. Die Schweiz war das erste europäische Land, das 1961 tibetische Flüchtlinge aufnahm und ihnen in Rikon Unterkunft und Arbeit bot. 1967 wurde das klösterliche Tibet-Institut eröffnet.

Die Informationen des Dalai Lama und der Tibet-Unterstützer-Szene sind, was die chinesische Besatzung angeht, nicht immer glaubwürdig. Meist wird verschwiegen, dass inzwischen etwa die Hälfte der Klöster wieder restauriert und in Betrieb genommen worden ist. Auch kann, zumindest seit Mitte der neun-

Der Vorwurf der systematischen, tausendfachen tödlichen Folter ist kaum belegbar.

ziger Jahre, von einem Verbot des Mönchswesens keine Rede sein. Wird der Dalai Lama darauf angesprochen, sagt er, die Klöster würden lediglich der Touristen wegen renoviert; es gehe den Chinesen also nicht darum, die traditionelle Kultur zu bewahren, sondern sie als exotische Kulisse wiederaufzubauen und sie dadurch erst recht dem Untergang zu weihen. Eine Einschränkung wurde allerdings – gegen den Willen des Dalai Lama – zweifellos durchgesetzt: Es dürfen keine Kinder mehr in die Klöster aufgenommen werden. In seiner Autobiografie behauptet «Seine Heiligkeit» auch, infolge des Umsiedlungsprogramms übersteige der chinesische Anteil der Bevölkerung inzwischen denjenigen der Tibeter. Gemäss der umstrittenen Volkszählung im Jahr 2000 beträgt der Anteil der Chinesen im Autonomen Gebiet Tibet 6,1 Prozent. Am höchsten ist er gemäss dem Zensus in Lhasa, wo er 17 Prozent erreicht. Immer wieder kolportiert wird auch die Behauptung, 1,2 Millionen Tibeter seien Opfer des chinesischen Terrors geworden, also etwa ein Fünftel der Bevölkerung. Manchmal heisst es sogar in den offiziellen Verlautbarungen aus Dharamsala, dabei habe es sich allesamt um tibetische Häftlinge gehandelt, die Folter oder Hinrichtung zum Opfer gefallen seien, und oft ist dann von chinesischen KZs die Rede. Zweifellos ist China von rechtsstaatlichen Verhältnissen weit entfernt, aber der Vorwurf der systematischen, tausendfachen tödlichen Folter, wie dies das Stichwort «Konzentrationslager» nahelegt, ist kaum belegbar.

Esoterisches Hickhack

Ende der achtziger Jahre kam es erneut zu Unruhen in Tibet, und im Dezember 1989 erhielt der Dalai Lama den Friedensnobelpreis. Etwa ein Jahr vorher hatte er sich mit dem Japaner Shoko Asahara angefreundet, der in der Nähe von Tokio eine «spirituelle Gemeinschaft» mit mehreren tausend Mitgliedern unterhielt. Im Laufe des Jahres 1988 war Asahara laut Recher-



Alle lieben ihn: mit Frankreichs First Lady Bruni-Sarkozy vor buddhistischem Tempel.



«Ungeklärter Rechtsstatus»: Der Dalai Lama (rechts) feiert 1955 mit Mao (Mitte) das Neujahrsfest.

chen des Autors Colin Goldner wiederholt beim Dalai Lama in Dharamsala. Diese Gemeinschaft mit ihren laut dem Dalai Lama «schätzenswerten Zielen und Aktivitäten» war «Aum», eine der gefährlichsten und totalitärsten Sekten überhaupt, die im März 1995 einen Giftgasangriff in der Tokioter U-Bahn verübte. Jahrelang hatten die japanischen Autoritäten den grössenwahnsinnigen Guru gewähren lassen, allen Warnzeichen zum Trotz; nicht zuletzt wegen der schützenden Hand des Dalai Lama. Als dann nach der Sarin-Attacke die Zentren endlich durchsucht wurden, fand man einen Vorrat an Gift- und Kampfstoffen, mit dem man mehrere Millionen Menschen auf einen Schlag hätte töten können. Nicht mal zu einem Wort des Bedauerns konnte sich der Dalai Lama durchringen. Noch im Spätsommer 1995 verkündete er auf der Berliner Friedensuniversität, er sehe in Asahara einen «Freund, wenn auch nicht unbedingt einen vollkommenen».

Zweifel an der vielgerühmten Weisheit des Dalai Lama lässt auch die «Shugden-Affäre» aufkommen. Im Sommer 1996 verbot er seinen Leuten, auf Anraten des Staatsorakels, die Verehrung der Schutzgottheit Dorje Shugden (wörtlich: Donnerkeil-Phallusbrüller). Eine Reihe von Äbten und Mönchen lehnte sich gegen diesen Bann auf, man warf dem Dalai Lama Verletzung der Religionsfreiheit vor, der seinerseits mit einer systematischen Durchsuchung der Häuser und Klöster in den Exilgemeinden auf diese Unbotmässigkeit reagierte. Shugden-Statuen wurden zerstört und renitente Mönche verprügelt. Unterstützungskomitees behaupteten sogar, China und die Shugden-Bewegung steckten unter einer Decke. Das kuriose und autoritäre Verdikt führte zu einer Spaltung der Gläubigen, die in einem Mord gipfelte: Am 4. Februar 1997 wurden drei Mönche aus dem engsten Umkreis des Dalai Lama mit Messerstichen ermordet und ver-

stümmelt – von Shugden-Anhängern. Dabei ist es nicht so, dass der Dalai Lama in aufklärerischer Weise den Buddhismus von «Aberglauben» reinigen will. Der tibetische Buddhismus ist ganz besonders von Magie- und Dämonenvorstellungen geprägt. Von den barock-brutalen Jenseitsvorstellungen zeugt auch das «Tibetanische Totenbuch», das sich auch im Westen seit Jahrzehnten einer grossen Leserschaft erfreut. Der Dalai Lama steht ganz in dieser okkulten Tradition; weit entfernt davon, den Geisterglauben als Illusion zu entlarven, ist er überzeugt, dass Dorje Shugden gegen ihn persönlich Böses will.

Mit Eisenstangen bewaffnete Mönche

Die Unruhen im Vorfeld der Olympischen Spiele wurden in den westlichen Medien gemeinhin so dargestellt, dass sie ins Bild der «friedliebenden Tibeter» passten: Entweder ging die Gewalt angeblich nur von den Chinesen aus, oder dann wurde behauptet, die tibetischen Demonstranten hätten lediglich aus Notwehr gehandelt. Filmdokumente und Augenzeugenberichte belegen allerdings, wie mit Schlagstöcken und Eisenstangen bewaffnete Mönche am 11. März marodierend durch Lhasas Altstadt zogen. Busse und Autos wurden umgeworfen und angezündet, chinesische Häuser und Läden geplündert und in Brand gesteckt. Molotowcocktails flogen auch in Kindergärten, Schulen und Krankenhäuser. Der Dalai Lama behauptete später, die Mönche seien verkleidete chinesische Soldaten gewesen. Tibeter sind schliesslich per definitionem gewaltlos. Rund um die Welt kam es zu Solidaritätskundgebungen.

Die meisten Tibet-Schwärmer, und insbesondere die esoterisch Angehauchten, dürfte es überraschen, dass sie unwissentlich auch Gedankengut weitertragen, von dem einst viele deutsche Nazis begeistert waren, wie der Dalai-

Lama-Kritiker Colin Goldner minutiös nachweist. Tibet übte schon früh eine Anziehungskraft auf rechtsextreme Okkultisten aus. 1939 besuchte eine Nazidelegation Tibet, den Dalai Lama und den damaligen Regenten. Angeführt wurde die Reisegruppe vom SS-Biologen Ernst Schäfer. Er suchte in Tibet nach Überresten eines ursprünglich nordisch-geistigen Adels. Die Forschertruppe stand unter der direkten Ägide von Reichsführer Heinrich Himmler, der von einer «okkulten Achse Berlin–Lhasa» träumte. Himmler war Anhänger der Theosophie, zu der eine Rassenlehre gehört, die gut in die Nazi-Ideologie passte. Ernst Schäfer schloss in Lhasa einen Freundschaftspakt mit Tibet und kam mit einem Schreiben für «König Hitler» zurück, in dem der tibetische Regent dem Führer viel Glück wünschte in seinem «Bemühen um ein Reich auf rassischer Grundlage».

Sicher kann man dem Dalai Lama nicht rechtsextemes Gedankengut unterstellen. Bestenfalls ist er etwas naiv und hat es verpasst, sich deutlicher von den dubiosen Tibetbewunderern zu distanzieren. Auch die Bücher «Seiner Heiligkeit» sind sicher nicht gefährlich. Sie sind allerdings auch kaum besonders geistreich oder tief sinnig, sondern bestehen hauptsächlich aus Binsenweisheiten im Stil von: «Der Schlüssel zum wahren Glück ist der innere Frieden, den man erlangt, indem man seine Liebesfähigkeit, sein Mitgefühl und seine Hinwendung zum Mitmenschen entwickelt und Zorn, Egoismus sowie Habgier bekämpft.»

Warum ist der Dalai Lama insbesondere bei wohlhabenden Westlern so beliebt? Abgesehen vom Charisma, das er zweifellos ausstrahlt, und von einer perfekt organisierten, internationalen PR-Maschinerie, bietet er, im Gegensatz zu anderen Religionen mit ihrem verbindlichen Verhaltenskodex, Gratis-Spiritualität. In einem Leben, das geprägt ist von Rationalität, Skepsis und Geld, wird unsere Sehnsucht nach etwas Höherem befriedigt, ohnedass das irgendwelche konkreten Konsequenzen nach sich zöge. Wer mit einem «Free Tibet»-Sticker herumgeht, darf politisches Engagement für sich beanspruchen, ohne dass er sich wirklich in die Niederungen der Politik begeben muss. Auch der Dalai Lama selbst hat schliesslich kein Problem mit Widersprüchen. Abgeklärt strahlend, bestreitet er jeden Machtanspruch, besteht jedoch zugleich auf seiner Führungsrolle; unaufhörlich prangert er den verbreiteten Materialismus an, während er von einem Luxushotel zum nächsten jettet. Kurz: Man braucht sich lediglich zu ihm zu bekennen und fühlt sich kosmisch gut, lieb und überlegen; und dabei muss man nichts weiter tun, ausser zu lächeln. Wie er.

Im Internet

Exklusiv für *Weltwoche*-Leser: Die Zusammenfassung von «Führen, gestalten, bewegen» (Dalai Lama und Laurens van den Muyzenberg). Kostenlos auf www.getAbstract.com/weltwoche

Die «NZZ am Sonntag» präsentiert

Leiden Sie mit dem jungen Werther.

10 Literaturklassiker zum Thema Liebe zusammengefasst zum Probelesen. Als kostenlose Beilagen vom 22. März bis zum 24. Mai 2009 exklusiv in der «NZZ am Sonntag». **Jetzt an 10 Sonntagen für nur 20 Franken kennenlernen:** Telefon 044 258 15 30, www.nzz.ch/klassiker oder SMS mit Keyword ABO18 sowie Namen und Adresse an Nr. 266 senden, 20 Rp./SMS.

Weltliteratur – 10 klassische Liebesromane in kompakter Form.



Johann Wolfgang
Goethe «Die Leiden
des jungen Werther»

Choderlos de Laclos
«Gefährliche
Liebschaften»

Jane Austen
«Stolz und Vorurteil»

Alessandro Manzoni
«Die Verlobten»

Emily Brontë
«Die Stürmhöhe»

Alexandre Dumas
«Die Kameliendame»

Gustave Flaubert
«Lehrjahre des
Herzens»

Theodor Fontane
«Irrungen Wirrungen»

D.H. Lawrence
«Lady Chatterleys
Liebhaber»

Marguerite Duras
«Der Liebhaber»

Mit Unterstützung von

BEYER
UHREN & JUWELEN

In Kooperation mit

getAbstract
compressed knowledge

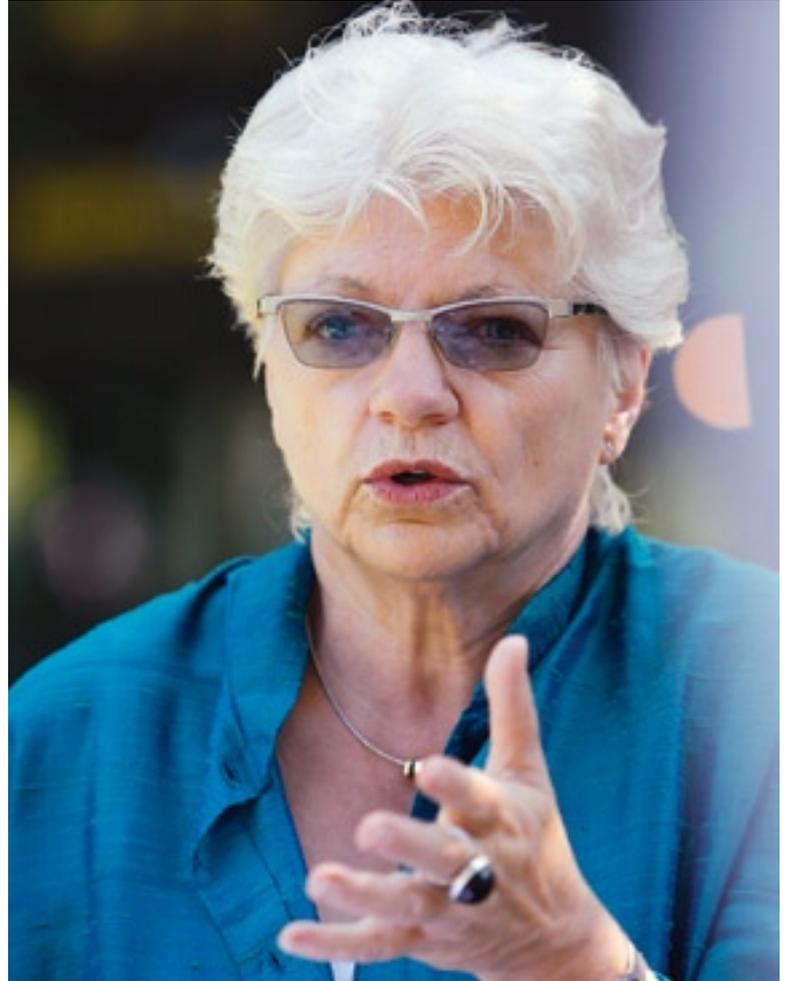
NZZ am Sonntag
Mit Verstand zu geniessen.

Verschleppen, vertuschen, verleugnen

Der Skandal um die Berner Gemeinderätin Edith Olibet erinnert fatal an das Debakel um Monika Stocker in Zürich: Statt aus Fehlern zu lernen, verstrickt sich die Sozialdirektorin in Vertuschungsmanövern. *Von Alex Baur*



Befürchtungen übertrifft: Berner Sozialdirektorin Olibet.



Jede Kritik abgeschmettert: zurückgetretene Sozialvorsteherin Stocker.

Mag sein, dass die Stadtberner Sozialdirektorin Edith Olibet (SP) im Sommer 2007 wirklich glaubte, der Fürsorgemissbrauch sei eine Erfindung ihrer politischen Gegner. Die Missbrauchsquote lag ihrer Meinung nach im Promillebereich. So beschloss Olibet, das lästige Thema, das nach skandalösen «Einzelfällen» immer wieder hochkochte, ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen und gab dem Finanzinspektorat den Auftrag, die 4100 Fürsorgedossiers der Stadt Bern zu durchleuchten. Vielleicht rechnete sie auch nicht damit, dass Inspektor Beat Büschi den Auftrag derart ernst nehmen würde.

Büschi stellte bald fest, dass eine seriöse Prüfung aller Dossiers innert vernünftiger Frist nicht möglich war. Er beschränkte sich deshalb auf eine repräsentative Auswahl von 299 Fällen, die er mit Hilfe von externen Spezialisten auf Herz und Nieren überprüfen liess. Die Untersuchung war einzigartig und von nationaler Bedeutung. Im Gegensatz zu früheren Abklärungen, die stets zu gefälligen Resultaten ge-

führt hatten, gingen hier erstmals nicht Sozialarbeiter ans Werk, sondern Finanzprofis. Diese durchleuchteten die Dossiers nach harten, buchhalterischen und juristischen Kriterien. Am 16. Juni lag ein 148-seitiger «Zwischenbericht» vor, der die schlimmsten Befürchtungen übertraf. Einige Beispiele:

— Bei 70 Prozent der Fälle, in denen Zulagen für vermeintliche Arbeitsbemühungen ausbezahlt wurden, sind solche nicht belegbar.

— Bei 83 Prozent der Fälle, in denen sogenannte Zielvereinbarungen nicht eingehalten wurden, blieben Sanktionen aus.

— Bei 25 Prozent der Fälle, in denen zu Unrecht bezogene Leistungen hätten zurückbezahlt werden müssen, wurden diese nicht eingezogen.

— Bei 67 Prozent der Fälle, in denen dies angezeigt gewesen wäre, wurde eine Überprüfung von Nebeneinnahmen unterlassen, bei 70 Prozent der Fälle wurden keine Bemühungen um eine Arbeitsstelle belegt.

— In 32 Prozent aller Dossiers finden sich konkrete Hinweise auf Missbrauch; bei Ausländern beträgt die Quote gar 40 Prozent. Konkret: Aufgrund von objektiv falschen Angaben (9 Prozent aller Dossiers) oder Hinweisen auf undeclared Einkünfte (Reisen ins Ausland, teure Autos etc.) ist in diesen Fällen «zu vermuten», dass unrechtmässige Leistungen ausbezahlt wurden.

Im Sommer 2007 hatte die eben pensionierte Sozialdienst-Chefin Annemarie Lanker (SP) mit einem ungewohnt offenen Interview die Misswirtschaft bei der Fürsorge thematisiert. Lanker wurde faktisch aus ihrer Partei verstossen; die rot-grüne Berner Regierung unter Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP) stellte sich bedingungslos hinter Olibet.

Ein Jahr später, unter dem Licht des akribischen, ausgesprochen sachlich abgefassten Berichts Büschi erscheint Lankers Kritik geradezu verhalten. Im Herbst standen Wahlen an. Eine Katastrophe. Von einer Untersuchung

der restlichen Dossiers, die sich nun aufdrängte, redete nun kein Mensch mehr.

Um den Bericht so lange wie möglich unter dem Deckel zu halten, entwickelte der Gemeinderat, wie die Regierung in Bern heisst, eine ungeahnte Kreativität. Büschis Expertise, so die originelle Begründung, müsse vorweg «plausibilisiert» werden. Dieses neue Vorgehen hatte man erfunden, wie Olibet später eingestehen musste, als Büschis Bericht bereits vorlag. Die Kontrollstelle KPMG attestierte dem Bericht im August 2008 «Plausibilität» und brachte nur wenig Zeitgewinn. Hilfreicher war die Amtsstatthalterin Regula Mader (SP), die als Nächste an der Reihe war. Sie lieferte ihre «Plausibilisierung» erst Mitte November, also kurz vor den Wahlen. Und sie enttäuschte ihre Genossin nicht.

Gefälligkeiten im roten Filz

Im Wesentlichen korrigierte Mader die von Büschi eruierte Missbrauchsquote nach unten auf «lediglich» 10 Prozent. Schaut man sich die 36 Seiten dünne Abhandlung genauer an, handelt es sich um ein rein politisches Elaborat, das die von Büschi erhobenen Daten lediglich anders interpretiert. Mader warnt vor einer «wenig heilsamen» Missbrauchsdebatte, die ein «Klima des Misstrauens» schaffe und Fürsorgebezüger unter Generalverdacht stelle. Auch sei schon vieles unternommen worden, so lobt sie den Gemeinderat präventiv, um die Missstände zu bekämpfen. Missbrauch sei ohnehin ein unklar definierter Begriff. Es sind die alten Argumente, mit denen die Sozialbranche bislang jede Kritik neutralisierte.

In der Sache setzt Mader lediglich die Latte für einen Missbrauchverdacht höher. Ausgedehnte Ferien im Ausland zum Beispiel sind nach ihrer Meinung unverdächtig; schliesslich sei bekannt, dass sich im Ausland oft billiger leben liesse als hierzulande. Ein Fall, den Büschi gemäss Mader zu Unrecht als verdächtig taxiert hatte, macht das Schreiben der Statthalterin zur Makulatur: Just gegen diesen vermeintlich unbedenklichen Fürsorgebezüger läuft mittlerweile ein Strafverfahren, weil er ein Vermögen von 38 000 Franken verheimlichte.

Sieben Monate lang hielt die Regierung Büschis «Zwischenbericht» im Giftschränk versteckt, bis sie diesen am 29. Januar 2009 diskret ins Internet stellte. Zugleich stellte Tschäppät vor der Presse den offiziellen «Schlussbericht» des Gemeinderates vor, in dem der katastrophale Befund des Finanzinspektorates bis zur Unkenntlichkeit verwedelt wird. Der Stadtpräsident versicherte, man habe die Lehren daraus gezogen. Dabei berief er sich auf ein Massnahmenpaket, das bereits im Februar 2008 geschnürt worden war – lange bevor der Bericht Büschi bekannt war, der immerhin eine Reihe von konstruktiven Empfehlungen enthält.

Bauernschlau hatte die Berner Regierung damit gerechnet, den «Zwischenbericht» Bü-

tschi mit ihrem «Schlussbericht» zu überdecken. Doch ausnahmsweise blieb der rot-grünen Mehrheit die mediale Komplizenschaft verwehrt, die bis anhin zuverlässig gespielt hatte. Namentlich die Journalisten Adrian Zurbruggen und Jürg Spori von der *Berner Zeitung* (BZ) liessen sich nicht mit offiziellen Verlautbarungen abspesen und begannen zu recherchieren. Tschäppät und Olibet hatten den Bogen überspannt.

Die Vertuschungsmanöver, die die Journalisten ans Tageslicht brachten, sind ebenso abgründig wie das administrative Chaos in der Sozialdirektion. So wurde bekannt, dass Finanzinspektor Büschi in einer Sitzung mit dem Gemeinderat das Führungsversagen von Sozialdirektorin Olibet erfolglos thematisieren wollte. Büschi widerrief diese Behauptung öffentlich – offenkundig unter Zwang und tatsachenwidrig, wie Protokolle belegen, welche die BZ umgehend veröffentlichte. Falsch ist offenbar auch Tschäppäts Behauptung, wonach der Finanzinspektor dem «Schlussbericht» zugestimmt habe – seine Unterschrift fehlte auf dem Dokument. Schliesslich wurde auch noch bekannt, dass die Sozialdirektion Büschis Untersuchung zu sabotieren versuchte und ihm Akten vorenthalten hatte.

Bereits Anfang Februar hatte eine Meldung in Bern für Empörung gesorgt, wonach Michael Hohn, der ehemalige Leiter des Berner Sozialamtes, für seinen ruhmlosen Abgang mit einem sechsstelligen Betrag aus der Staatskasse belohnt worden war. Der massgeblich für die Missstände im Amt verantwortliche Hohn hatte sich bereits im Frühling 2008 krank gemeldet. Im Sommer kehrte er zwar in sein Büro zurück, die Amtsleitung blieb aber bei seinem Stellvertreter, bis Hohn sich (auf Kosten der Steuerzahler) frühzeitig pensionieren liess.

Auch Amtsdirektorin Olibet meldete sich letzte Woche, als die Affäre hochkochte, umgehend krank. Die FDP hatte sie zu einem Departementswechsel aufgefordert, die SVP zum Rücktritt. Immerhin: Polizeidirektor Kurt Wasserfallen (FDP) wurde 2003 wegen ungleich geringerer Vorwürfe seiner Direktion enthoben. Am Montag meldete sich Olibet wieder zurück und wies Rücktrittsfordernungen energisch zurück. SP-Präsident Christian Levrat persönlich hatte ihr übers Wochenende den Rücken gestärkt. Nach Ansicht der Genossen war nicht Olibet das Problem, sondern die «Medien» und die Indiskretionen.

Der Fall erinnert fatal an das Debakel um die gestrauchelte Zürcher Sozialvorsteherin Monika Stocker. Gehätschelt von kumpelhaften Journalisten und eingebettet in eine rot-grüne Mehrheit, die jede Kritik abschmettete, wähten sich die beiden Frauen immun. Beide haben versagt. Das hätte man ihnen verziehen, wenn sie die Lehren gezogen hätten. Unverzeihlich sind die Ablenkungsmanöver, mit denen sie ihr Versagen vertuschen wollten. ○

Top-Spanier von Gerstl.



Das Weingut Pago de Cirsus gehört dem weltberühmten spanischen Filmproduzenten Iñaki Nuñez. Sein «Vendimia Seleccionada» voller Temperament und Stolz ist ein sensationeller Wein zu diesem Preis.

17/20 • 2009–2015, • 75cl • aus Tempranillo, Merlot, Cabernet-Sauvignon. Sehr konzentrierte Frucht, jugendlich frisch, super gemacht! Ein grosser spanischer Verführer.

15.- statt 16.50

2005 Vendimia Seleccionada Pago de Cirsus Navarra DO

BESTELLEN

- Ich bestelle ___ Fl. Pago de Cirsus «Vendimia Seleccionada» 2005 à Fr.15.–
- Bitte senden Sie mir Ihre Weinpassion-News.

Vorname

Name

Strasse Nr.

PLZ/Ort

E-Mail

Datum/Unterschrift

- Gültig solange Vorrat oder bis 22.3.2009
- Konditionen gemäss www.gerstl.ch



Bestellung:
www.gerstl.ch
oder Coupon
senden an:

GERSTL

Weinsektionen

Gerstl Weinsektionen Fegistrasse 5
CH-8957 Spreitenbach Tel. 058 234 22 88

Das Töten und das Schweigen

Vor vierzig Jahren verlegten palästinensische Terroristen ihre Angriffe gegen Israel nach Europa und nahmen in Zürich-Kloten ein Flugzeug der El Al unter Feuer. Drei der Täter wurden gefasst, verurteilt – und bald wieder freigelassen. Das Signal der Schweiz hatte fatale Folgen. *Von Walter Senn*



Von israelischem Sicherheitsbeamten erschossen: Terrorist Abdel Mehsen auf dem Rollfeld.

Flughafen Zürich-Kloten, 18. Februar 1969, 17:36 Uhr: Auf dem Weg zur Startbahn gerät eine Boeing 720B der israelischen Airline El Al unter Beschuss. Mit Kalaschnikow-Gewehren feuern die Palästinenser Abdel Hassan Mehsen und Mohamed Abu el-Heiga mehrere Salven auf das Cockpit der Maschine ab. Zwei weitere Terroristen, Amena Dahbor und Ibrahim Tawfik Yousef, rennen derweil auf die Boeing zu, werfen Sprengkörper vor das Bug-Rad des Flugzeugs, das alsbald zum Stillstand kommt.

Nachdem die ersten Kugeln eingeschlagen haben, springt in der hintersten Reihe der ersten Klasse der Sicherheitsbeamte Mordechai Rachamim auf, entschert seine Beretta und stürmt ins Cockpit. Am Boden liegt der schwerverletzte Co-Pilot Joram Peres. Besatzung und Passagiere haben sich auf den Boden geworfen. Rachamim feuert aus dem Cockpitfenster in Richtung der Schussabgabe. Dann rennt er nach

hinten, verlässt das Flugzeug über die Notrutsche und eilt auf die Attentäter zu. Nach einem Sprung über die Flughafenumzäunung steht er mit gezogener Pistole vor den Palästinensern.

Fäuste gegen Terroristen

Auch die Flughafenfeuerwehr hat mittlerweile reagiert. Dreissig Sekunden nach dem ersten Schuss schrillte der Alarm. Feuerwehrchef Oblt Hämig wuchtete sich neben seinen Fahrer Kpl Altorfer ins erste von drei Feuerwehrautos und brauste direkt zum Tatort. Dort sprang Hämig aus dem Fahrzeug und erreichte die Attentäter mit einem todesmutigen Hechtsprung über den Zaun.

Selber unbewaffnet, ringt der Feuerwehrmann dem Terroristen Abu el-Heiga die Waffe ab und verbrennt sich dabei am heissen Lauf der Kalaschnikow die Hände. Völlig ungeschützt und mit blossen Fäusten stürzen sich

seine nachrückenden Kollegen auf die Attentäter und entwaffnen sie. Es kommt zu einem lauten, chaotischen Handgemenge.

Die Polizei ist bereits vor Ort, als im Hintergrund plötzlich nochmals kurz hintereinander mehrere Schüsse fallen. Der Sicherheitsmann Mordechai Rachamim hat den Palästinenser Abdel Hassan Mehsen gestellt und mit drei Lungenschüssen getötet. Bei seiner Einvernahme macht der Israeli später Notwehr geltend: «Ich habe den Mann mit dem Sturmgewehr in der Hand gesehen. Er (Abdel Mehsen) schaute mich ganz erregt an. Plötzlich machte er eine Bewegung zum Schiessen. In diesem Moment habe ich abgedrückt und so lange geschossen, bis man mich gefasst hat.»

Mehrere Zeugen aus den Reihen der Rettungs- und Hilfsmannschaften gaben etwas anderes zu Protokoll. Sie wollen gesehen haben, dass der getötete Abdel Mehsen zum Zeitpunkt der Schüsse keine Waffe mehr in der Hand hatte. Mehsen war zweifelsfrei einer der Terroristen, die aufs Cockpit geschossen hatten. Der Verdacht, dass Rachamim seinen Widersacher ohne Not in einem Akt von Selbstjustiz hingerichtet hatte, drängte sich auf. So kam neben den Palästinensern auch der israelische Sicherheitsbeamte in Untersuchungshaft.

Die Untersuchungen ergaben, dass die Terroristen insgesamt 190 Schüsse abgegeben hatten. 62 Kugeln durchschlugen die Aussenwand der Boeing und verletzten eine Hostess, den Kapitän, den Co-Piloten und zwei Trainingspiloten. Co-Pilot Joram Peres rang vier Wochen lang mit dem Tod und erlag schliesslich im Kantonsspital Zürich seinen schweren Schussverletzungen. Noch im selben Sommer erhob die Staatsanwaltschaft Zürich gegen die drei überlebenden Palästinenser Anklage wegen vorsätzlicher Tötung. Rachamim seinerseits wurde wegen Totschlags angeklagt.

Im Namen Wilhelm Tells

Das arabische Terrorkommando gehörte als Gruppe 3 der Popular Front for the Liberation of Palestine (PFLP) an. Angeführt wurde die Gruppe von Dr. George Habasch, der früher einmal am Kinderspital Zürich als Arzt gewirkt hatte. Die vier Terroristen waren Anfang Februar 1969 auf dem Luftweg über Zürich-Kloten getrennt in die Schweiz eingereist. In ihrem Handgepäck schleusten sie ein ganzes Waffenarsenal an den Zollbeamten vorbei, das für ein schreckliches Massaker ausgereicht hätte: 4 Handgranaten, 4 pyrotechnische

Wurfkörper, 45 Sprengstoffpatronen à 200 Gramm, 3 100-Gramm-Ladungen vom hochexplosiven Sprengstoff Vitezit, 2 Kalaschnikow-Sturmgewehre sowie 8 Magazine, die mit insgesamt 240 Leuchtpur- und Stahlkerngeschossen bestückt waren.

Im Gepäck der Attentäter fanden sich auch die Einsatzbefehle der PFLP-Führung: «Die Gruppe 3 wird sich zur mündlich mitgeteilten Stunde X zum bezeichneten Objekt begeben. Das Objekt muss innerhalb von 90 Sekunden vernichtet werden. Das Leben von Zivilisten darf nicht gefährdet werden ...» Die Besatzung des Flugzeugs betrachteten die Terroristen offenbar nicht als «Zivilisten».



62 **Durchschüsse:** attackierte El-Al-Maschine.

Die Attentäter, die in einem Trainingslager im Nabluser Gebirge ausgebildet worden waren, führten Postkarten und stapelweise Flugblätter mit sich, auf denen sie ihre Bewunderung für die Schweizer Bevölkerung zum Ausdruck brachten und um Entschuldigung baten: «Die palästinensischen Araber bitten das Schweizer Volk im Namen des Führers ihres nationalen Widerstands, Wilhelm Tell, um Verständnis für die heutigen Ereignisse und um Verzeihung für jeglichen Schaden oder gar Verlust von Schweizer Menschenleben.»

Das Zürcher El-Al-Attentat war der erste palästinensische Terrorakt gegen Israel ausserhalb des Nahen Ostens. Doch die Weltöffentlichkeit schien bereits zu ahnen, was in den folgenden Jahren auf sie zukommen würde. Jedenfalls sorgte die Hauptverhandlung gegen die Attentäter und den Sicherheitsbeamten, die vom 3. September bis zum Urteilsspruch am 22. Dezember 1969 vor dem Zürcher Geschworenengericht über die Bühne ging, weltweit für ein Aufsehen, das weder zuvor noch danach einem Schweizer Strafprozess je zuteil geworden war.

Aus Sicherheitsgründen wurde der Prozess im Bezirksgericht Winterthur abgehalten, das vorübergehend zu einer wahren Festung ausgebaut wurde. Die Tatsache, dass neben den drei palästinensischen Terroristen auch der israelische Sicherheitsbeamte auf der Anklagebank sass, verhalf dem ersten europäischen Terroristenprozess jener Epoche zu einer ganz besonderen Brisanz.

Während Mordechai Rachamim bereitwillig Auskunft gab, hüllten sich die drei angeklag-

ten Palästinenser während des ganzen Prozesses in Schweigen. Diese Taktik, die später auch europäische Terroristen konsequent anwendeten, war damals neu und wurde als ungenhörig empfunden, was Gerichtspräsident Dr. Hans Gut auch zu erkennen gab.

Notgedrungen hielt sich das Gericht an den Untersuchungsbericht des Bülacher Bezirksanwalts Robert Akeret. Ungewohnt waren auch die unverhohlenen Drohungen und Presionsversuche aus der arabischen Welt. Den drei verbissen schweigenden Terroristen stand der grossgewachsene, sportliche und elegant gekleidete «Held» aus Israel gegenüber. Und es war schnell klar, auf welcher Seite die Sympathien der Öffentlichkeit lagen.

Hunderte von Journalisten aus aller Welt reisen kurz vor Weihnachten 1969 nach Winterthur. Weil im Gerichtssaal hinter einer Panzerglasscheibe nur für acht Reporter Platz ist, müssen sich die meisten damit begnügen, die Urteilsverkündung im reformierten Kirchgemeindehaus via Lautsprecher mitzuverfolgen: «Zwölf Jahre Zuchthaus wegen vorsätzlicher Tötung im Sinne von Art. 111 StGB für Mohamed Abu el-Heiga, Amena Dahbor und Ibrahim Tawfik Yousef. Mordechai Rachamim ist eines Vergehens nicht schuldig und wird freigesprochen.» Rachamim konnte die Notwehr nicht widerlegt werden.

Die letzten Worte des Gerichtspräsidenten wurden, wie damals noch üblich, mit dem dumpfen Schlag des aufs Pult sausenden Holzhammers unterstrichen: «Und damit ist die Angelegenheit erledigt!» – Die Verurteilten, die das Urteil stoisch über sich hatten ergehen lassen, schossen nun plötzlich von ihren Stühlen auf und klopfen dem verutzten Richter Gut überschwänglich auf die Schultern. Damit



Schuldig: el-Heiga, Dahbor, Yousef (v. l. n. r.).

wollten sie ihm offenbar zeigen, dass ihr Schweigen nicht gegen ihn persönlich gerichtet war. Sichtlich irritiert, zog sich Gut rasch und kommentarlos aus dem Saal zurück.

Mordechai Rachamim reiste noch am gleichen Tag als gefeierter Held nach Israel zurück, wo ihn Ministerpräsidentin Golda Meir zu ihrem persönlichen Sicherheitsbeamten ernannte. Dr. Habaschs Terrororganisation PFLP reagierte mit scharfem Protest und düsteren Drohungen auf das Winterthurer Urteil.

In der arabischen Welt konzentrierte sich der Missmut vor allem auf den Freispruch Mordechai Rachamims. Radio Algier warf die Frage auf, «ob die Freisprechung eines Mörders nicht bedeutet, dass die Gerechtigkeit im Dienste der zionistischen Imperialisten missbraucht wurde». Kamal Nasser, Sprecher der palästinensischen Splitterbewegung OLP, liess verlauten:



Held aus Israel: Mordechai Rachamim (r.).

«Wenn ein solches Urteil in einem Land wie der Schweiz gefällt werden konnte, ist das Recht in der ganzen Welt bedroht.» Immerhin attestierten selbst arabische Anwälte dem Gerichtspräsidenten Gut eine «magistrale Amtsführung».

Freipass für Erpresser

Das Gerichtsurteil war das eine – die Durchsetzung des Verdiktes, die nicht mehr unter der Kontrolle der Justiz stand, etwas anderes. Bloss neun Monate nach dem Urteilspruch machte die PFLP eine ihrer Drohungen wahr und entführte im Herbst 1970 Swissair-Kurs 100 nach Jordanien. Mit dem Bombenattentat von Würenlingen (*Weltwoche* Nr. 9/09) hatte die Terrororganisation bereits im Februar 1970 klargemacht, dass sie nun keine Rücksicht mehr auf «zivile» Opfer nahm.

Die Schweizer Regierung knickte sofort ein. Ohne lange Verhandlungen und unter Missachtung aller rechtsstaatlichen Prinzipien wurden die drei verurteilten El-Al-Terroristen in einer Nacht-und-Nebel-Aktion auf freien Fuss gesetzt – und dies notabene nachdem die PFLP das nach Jordanien entführte Flugzeug bereits in die Luft gesprengt hatte. Und nicht nur das: Wie im Fall Würenlingen wurde auch auf die strafrechtliche Verfolgung der an sich bekannten Entführer in Jordanien verzichtet.

Die Schweiz hatte damit, als erstes westliches Land, ein verhängnisvolles Fanal gesetzt: Sie zeigte sich erpressbar. Mit Flugzeugentführungen liessen sich Erfolge erzielen. Damit waren weitere Terrorakte vorprogrammiert. Die Serie der Entführungen ebte denn auch erst 1977 wieder ab, als die deutsche Spezialeinheit GSG 9 in Mogadischu in einem dreisten Überraschungsangriff 4 palästinensische Terroristen niederschoss, um 87 Geiseln zu befreien.

Lesen Sie in der nächsten Ausgabe der *Weltwoche*: Der Fall «Zerqa» – die Schweizer Regierung bricht mit dem Rechtsstaat und macht sich erpressbar.

Feldherr der Schweizer Medienszene

Die Übernahme des Westschweizer Verlagshauses Edipresse ist sein jüngster Streich. Martin Kall, Deutscher an der Spitze der Zürcher Tamedia, hat die Branche umgepflügt wie keiner zuvor. Wer ist der Mann, der selbst für seine Mitarbeiter ein Rätsel zu bleiben scheint? Von Margrit Sprecher

Natürlich reizt sein Name, kurz wie ein Peitschenknall, die Fantasie der Opfer. Unzählige Wortschöpfungen kursieren auf Redaktionen und Verlagen, von kallhart bis kallherzig, von Kallaschnikow bis Kallschläger. Dabei wissen alle aus eigener, leidvoller Erfahrung nur allzu gut: An diesem Mann mit seinem «unzerstörbaren Chromstahl-Oberflächenglanz» perlt jede Beschimpfung ab.

Viele, die mit Martin Kall zu tun hatten, können dieses Image mit eigenen Beispielen untermauern. Als Ringier-Verantwortlicher für Osteuropa gab sich Kall in Prag gerade eine Stunde Zeit, um acht Kaderangehörige zu entlassen. Macht pro Mann siebeneinhalb Minuten. Wollten die Gefeuerten wissen, was sie falsch gemacht hatten, verwies er auf den Vertrag: Die Angabe von Gründen war kein Bestandteil des Papiers.

Als CEO der Tamedia bearbeitet er widerpenstige Verhandlungspartner, so Theodor Gut von den Zürichsee Medien, «mit einem Wechselbad aus Charme-Offensive und *anticipation of horror*». Der Horror ist bereits in vollem Gange: Fünf *Tages-Anzeiger*-Regionalsplits sollen das Abo der Zürcher Landzeitungen überflüssig machen.

Trifft man Martin Kall persönlich, scheint man alles ganz falsch verstanden zu haben. Am Sitzungstisch sitzt ein Mann, der sich sichtlich wohl in seiner Haut fühlt, straff und locker zugleich wie ein durchtrainierter Sportler, und von seinen regelmässigen Besuchen bei seiner 88-jährigen Mutter in Köln spricht. Von seinen Velotouren mit Gattin und zehnjährigem Sohn durch die Schweiz. Davon, dass man überall zu spät kommen darf, nur nicht beim Abholen seines Kindes im Kindergarten. Und dass sein Haus in Zollikon nur gemietet ist: «Schliesslich heisst es Immobilie.»

Unüberhörbar der spöttische Unterton: Erstens gehört Unbeweglichkeit zu den Schreckvorstellungen eines Menschen, der sich entspannt von Land zu Land und Aufgabe zu Aufgabe zu schwingen pflegt. Zweitens muss, wer selbst in einer 250-jährigen Villa aufgewachsen ist, diesen Traum im späteren Leben nicht mehr nachholen. Überdies – und das ironische Lächeln in seinen Augen verstärkt sich: «Manager, die sich grosse Häuser bauen, wollen ein Réduit.»

Auch andere Statussymbole der Macht interessieren ihn nicht. Statt eines Rolls-Royce wie andere Verleger fährt er einen französischen Kleinwagen und sucht stets lange nach einem

Gratis-Parkplatz, bevor er ins Parkhaus einbiegt. Verhandlungen führt er lieber in Autobahnraststätten als in der «Kronenhalle». Und nur selten taucht er bei Branchen-Festivitäten auf. «Die Leute wollen ja nicht mich persönlich kennenlernen; sie wollen den Mann in meiner Stellung treffen.» Ausserdem langweilt das unweigerlich aufkommende Branchengespräch die Ehefrauen.

Sein erster Satz als CEO bei Tamedia – «Wir überprüfen derzeit alles» – löste Panik in den Redaktionen aus, vor allem in der angeschlagenen Cashcow *Tages-Anzeiger*. Hier war man an Vorgesetzte gewöhnt, mit denen bei einem Glas Wein vieles möglich wurde, und an eine Besitzerfamilie, die ihre schützende Hand über Mitarbeiter und Titel hielt. Jetzt gingen im Haus deutsche Beratungsteams, sogenannte Kall-Boys, ein und aus und rapportierten dem Boss, was sie sahen.

Die Folgen: 450 Entlassene, öffentlich abgekanzelte Chefredaktoren und eingestellte Verlustbringer, darunter *Facts*. Auch die interne Aus- und Weiterbildung der Journalisten wurde gestrichen. Für die Redaktionen eine Bestätigung ihres Verdachts: Publizistische Inhalte und deren Qualität interessierten Kall nicht. «Wahrscheinlich sind sie für ihn nur eine Art Graumasse, die es zu kapitalisieren gilt», vermutet ein ehemaliger Tamedia-Chefredaktor.

Weitere Sparmassnahmen schienen eher auf psychologische Wirkung aus. So schloss er abends die Kantine und bestückte dafür die Automaten mit, wie Karikaturist Nico schimpfte, «vertrockneten Käsesandwiches». Und den Lohn einer Sekretärin stuft er auf kapriziöse 68 Prozent herunter. Merke: In diesem Haus wird fortan mit jeder Minute gerechnet.

Heute, nach sechs Jahren, hat Martin Kall nicht nur die Tamedia, sondern die gesamte Schweizer Medienlandschaft umgepflügt. Ungewohnt ist hierzulande vor allem das Tempo, das er dabei vorlegt. So schnappte er die *Thurgauer Zeitung* der reaktionsträgen NZZ vor der Nase weg. Jeder andere hätte diesen Sieg abends mit einem Fest in Frauenfeld gefeiert. Martin Kall fuhr unverzüglich nach Zürich zurück, um sein Tagewerk zu vollenden.

«Kall ist der Beweis dafür, dass die Geschichte nicht kriecht, sondern springt», sagt ein ehemaliger Kadermitarbeiter. Als seine grösste verlegerische Tat stuft die Branche den Kauf des Pendlers 20 Minuten ein: Er hatte als Einziger die Sprengkraft der Gratisblätter erkannt. Um die ausländischen Besitzer, ohnehin nur

halbherzig bei ihrem Produkt, verkaufsmürr zu machen, liess er eine aus dem Boden gestampfte Redaktion samt Verlag und Inseratenabteilung am geplanten Konkurrenzblatt *Express* arbeiten. In der Nacht, als die Redaktion auf ihre erste Nummer ansties, teilte er ihr das Aus mit: 20 Minuten hatte soeben die Waffen gestreckt. Inzwischen gehört das Blättchen zu den rentabelsten Zeitungen der Welt.

«Wie ein Hecht im Karpfenteich», erlebt ein Verleger Kalls Auftauchen in der beschaulichen Schweizer Medienwelt. Bislang hatte man sich hierzulande auf ein Gentlemen's Agreement verlassen, das es jedem Verleger verbot, das Hoheitsgebiet seines Nachbarn zu verletzen. Zudem sprudelten die Einnahmen auch ohne eigenes Zutun reichlich. «Manche Verleger

Statt eines Rolls-Royce wie andere Verleger fährt er einen französischen Kleinwagen.

hatten ihr Geschäft bequemerweise delegiert: die Inhalte an die Journalisten, Marketing und Verkauf an die Publicitas. «Zu lange sah mancher Familienbetrieb seine Zeitung als bequeme Lizenz zum Gelddrucken an», sagt Norbert Neininger von den *Schaffhauser Nachrichten*. Und Matthias Hagemann von den *Basler Zeitung Medien* ergänzt: «Vielerorts wurde zu spät erkannt, dass der Medienbetrieb eine Industrie wie jede andere geworden ist.»

Dem studierten Historiker Martin Kall erscheint die Schweizer Zeitungslandschaft «wie die Alte Eidgenossenschaft vor Napoleon: lauter kleine, verzettelte Fürstentümer, die nicht wissen, wohin berichten». Jetzt ist er daran, sie, wie Napoleon, zu ihrem Glück und zu vereinter Stärke zu zwingen. Erst sucht er die Zusammenarbeit. Liefert, wie der *Basler Zeitung*, das *Magazin* und die *Pendlerzeitung News*. Oder pflegt, wie mit den *Schaffhauser Nachrichten*, ein Inseratenkombi. Hat er diesen Fuss – manche sprechen vom Trojanischen Pferd – in den Vorgarten gesetzt, ist die Abhängigkeit geschaffen.

Freiwillige und unfreiwillige Geschäftspartner erleben den Aufmarsch der Kall-Truppe wie eine bis an die Zähne bewaffnete Macht. Aktenberge werden auf dem Konferenztisch in Stellung gebracht, sorgfältig von Kalls Stab zusammengestellt. «Wir haben gar nicht die Leute, um so was zu machen», sagt Matthias Hagemann.



«Geistreich, witzig und überaus sympathisch, solange man nicht auf seinem Speisezettel steht»: Tamedia-Chef Martin Kall.

Kall selbst ist sich seiner Taktik und Überzeugungskraft so sicher, dass er sogar mit Partnern verhandelt, gegen die er gleichzeitig prozessiert. Tatsächlich kann sich niemand seiner Ausstrahlung und Präsenz entziehen. Seine Attacken kommen blitzschnell, mühelos schwenkt er von Respekt zur Drohung, sämtliche wichtigen Zahlen hat er im Kopf. Dazu weiss er alles über die Geschichte des Kantons, in dem er sich gerade befindet. «Ein Mann», lobt Norbert Neining, «mit dem man nicht nur über Inseratenpreise reden kann. Geistreich, witzig und überaus sympathisch, solange man nicht auf seinem Speisezettel steht.» Um dieses zu verhindern, versucht der Schaffhauser Verleger, Kall davon zu überzeugen, dass «kooperieren sinnvoller ist als kaufen». Kall-Kenner winken ab: illusorisch. Martin Kall selbst sagt unverbindlich: «Wir müssen nicht alles besitzen.»

Den heftigsten Widerstand gegen das Zürcher Medien-Monopol leistet der Aargauer Peter Wanner mit seiner AZ Medien Gruppe. Kein Wunder – die vierte Wanner-Generation steht in den Startlöchern. Mit dem Kauf der *Basellandschaftlichen Zeitung* versucht er Kalls Umzingelung zu durchbrechen. Miteiner eigenen Sonntagszeitung, *Sonntag*, forderte er Kalls *Sonntagszeitung* heraus. Denn, so findet er: «Wer an einen Einheitsbrei aus Zürich glaubt, kann gradeso gut die Kantone aufheben.»

Auch für Matthias Hagemann unterscheidet sich die Zürcher Sicht oft erheblich von der eigenen: «Themen wie die Swissair, Banken oder Chemie sehen wir in Basel ganz anders.»

Für Martin Kall ist die lokale Verwurzelung «eine wichtige Anforderung an die Zeitungen der Zukunft», aber in ihrer absoluten Gewichtung auch Mythos und Wunschdenken: «Die urbane Schweiz ist längst Wirklichkeit. Wenn ich von Bern nach Zürich oder von Zürich nach Basel fahre, sind die Züge voll von Menschen, die täglich pendeln.» Wobei es der jungen Leserschaft immer unwichtiger wird, woher ihre News stammen.

Dass freilich die Tamedia 2007 mit einem Schlag vom Zürcher zum nationalen Medienunternehmen wurde, ist nicht Kalls Verdienst. Den ersten Schritt zur Verschmelzung der Berner Espace-Gruppe mit der Tamedia mach-

Seine Attacken kommen blitzschnell, mühelos schwenkt er von Respekt zur Drohung.

te Charles von Graffenried selbst. Ohne sentimentale Anwandlungen, wie bei ihm üblich: «In Familienbetrieben gibt es immer viele Empfindlichkeiten und Rücksichtnahmen. Bei Kall habe ich es mit jemandem zu tun, der geschäftlich denkt.»

Für Matthias Hagemann kippte damit die Schweizer Medienbalance von einem Tag auf den andern. Dass ihn die Branche jetzt mit frohem Graus als weiteres Tamedia-Opfer sieht, lässt ihn kühl: «Wenn jemand Eroberungsgelüste hätte, könnte er es ja versuchen.» Wobei er sich keine Illusionen macht: «Ein Manager mit den strategischen Qualitäten eines Martin Kall, gepaart mit Bildung – das ergibt eine gefährliche Kombination.»

Auch andere Verleger schwanken, trotz erlittener Blessuren, zwischen Faszination und Furcht. Wie eine Beschwörung wiederholen sie den Ausdruck: «Hart, aber fair.» Bitte, schliesst Martin Kall nicht selbst grosse Geschäfte per Handschlag ab? Lügt nie, schweigt lieber. Ein Mann ohne alle Allüren, bescheiden und locker. Kann zuhören, stellt Fragen und hat, als Herr über seine Agenda, immer Zeit für wichtige Gespräche. Selbst für seine rüden Verhandlungspraktiken finden sie Verständnis. Er muss so sein! Schliesslich führt er ein börsenkotiertes Unternehmen und ist für dessen gestärkte Marktstellung und Rendite verantwortlich. Tatsächlich sieht sich Martin Kall vor allem als loyaler Soldat im Solde des Verwaltungsrats. «Es gibt genügend abschreckende Beispiele, wo sich die Manager wie die Besitzer aufführen.» Seine Stellung unterstreicht er damit, dass er – bislang – keine Tamedia-Aktien besitzt: «Ich bin da altmodisch. Wir haben an-



Giardina ZÜRICH

Garten & Lifestyle

18. bis 22. März 2009 | www.giardina.ch

Holen Sie sich frische Inspirationen für eine blühende Phantasie rund um Gartenwelten, Terrassen- und Livingszenarien. Tauchen Sie ein in die Welt der spriessenden Trends.

Täglich 9 bis 19 Uhr | Freitag 9 bis 22 Uhr | Sonntag 9 bis 18 Uhr | Messezentrum Zürich

Presenting Partner



Mercedes-Benz

Media Partner

Sonntagszeitung

SBB CFF FFS
RailAway-Angebote am Bahnhof

mh
messe schweiz

ständige Saläre, Boni und Pensionskassen; da braucht es keine weiteren Abfindungen.»

Kein Wunder, ist der Verwaltungsrat des Lobes voll über seinen Topmanager: Er rapportiert nicht nur offen, getreulich und schonungslos, er lässt auch die Dividenden sprudeln: Im ersten Halbjahr waren es 14 Prozent. Und dies, obwohl nicht nur seine Feldzüge, sondern auch seine Berater viel Geld kosten. Denn ohne Analyse geht bei Martin Kall nicht mal der Relaunch der Mitarbeiterzeitung über die Bühne.

«Ich habe noch nie einen Manager getroffen, der derart kopflastig und zahlen- und benchmarkgläubig ist», sagt eine Mitarbeiterin. «Alles, was unscharfe Ränder hat, ist ihm suspekt.» Martin Kall widerspricht nicht. Auch wenn er die glücklichste Entscheidung seines Lebens ganz ohne Analyse getroffen hat: Vier Wochen nachdem er die Westschweizerin Anne erstmals getroffen hatte, heiratete er sie.

Analysen, das lehrten ihn seine Manager-Erfahrungen in Osteuropa, Spanien und den USA, «liefern die nützlichsten und zuverlässigsten Angaben über eine Kultur, die man sich erarbeiten muss, weil man in ihr nicht aufgewachsen ist». Besonders in der emotionalen Medienbranche «braucht es Analytiker, die ihre Emotionen analytisch überprüfen und in Zahlen fassen». Andere sehen in seiner Analysen- und Zahlengläubigkeit zugleich sein grösstes Handicap. «Er glaubt, dass man mit

Geld alles kaufen kann», sagt ein ehemaliger Mitarbeiter. So vermochte Kall nicht nachzuvollziehen, dass dem Besitzer der Jean Frey AG die ideologische Nähe eines Käufers wichtiger war als Kalls hohes Angebot. Und er findet es seltsam, dass die Schweizer dem teuren Lokal-

Wie ein Schachspieler ist er – agil, smart und aggressiv – stets zwei Züge voraus.

blatt die Treue halten, obwohl er sie mit Gratis- und Billig-News aus Zürich überschüttet. Ja, dass «sein Einfallen und Aushungern sogar zu einem Abwehrreflex bei der Leserschaft führt», wie es Peter Wanner ausdrückt.

Denn Emotionen sind Martin Kall fremd. Er wundert sich immer wieder darüber, dass viele Menschen «das Geschäftliche so persönlich» nehmen. Christian Müller beispielsweise, heute Geschäftsleiter der Solothurner Vogt-Schild-Gruppe und damit im Tamedia-Visier, bekam als Kall-Untergebener immer wieder zu hören: «Erstens: Ich sei zu emotional. Zweitens: Ich sei ein Moralist.»

Was ihm mancher Schweizer Verleger besonders übelnimmt: Als Deutscher kann Kall seine Strategien ohne Rücksicht auf familiäre und lokale Gegebenheiten durchziehen. Er hat weder Militär- noch Golf- oder Rotary-Kol-

legen, braucht weder einem Politiker noch einem Inserenten gefällig zu sein. Für Kall eine Selbstverständlichkeit: «In einer operativ handelnden Position muss man die Unabhängigkeit vertreten.»

Auch in der Tamedia-Familie hält er auf Abstand. Alle Produkte, ob *Schweizer Bauer* oder *Annabelle*, behandelt er mit der gleichen Korrektheit. Er kennt weder Lieblinge noch Koalitionen. Mit niemandem ist er per du. Keinem käme in den Sinn, unangemeldet in sein Büro zu platzen. Ein geplantes regelmässiges Kaderessen zwecks Erwärmung des Betriebsklimas schrumpfte schon bei der ersten Wiederholung zur Sitzung mit Sandwiches.

Viele erklären sich Martin Kalls Erfolge damit, dass er sich selbst nicht wichtig nimmt – eine Seltenheit in der Welt der grauen Managermäuse. Ausserdem bereitet ihm das Powerplay Vergnügen. Wie ein Schachspieler ist er den anderen – agil, smart und aggressiv – stets zwei Züge voraus. Und während seine Gegner noch verkrampt den nächsten Zug überlegen, hat er schon das nächste Spiel vor Augen. Seltsamerweise entschärft seine Art auch manchen Kündigungsschock. Die Betroffenen nehmen ihre Entlassung weniger persönlich, denn als Schicksalsschlag und Spielerpech.

Dieser Text wurde im «Schweizer Journalisten» erstveröffentlicht.

Optima Das Abo, das sich Ihrem Leben anpasst



1.–

Nokia 6210 Navigator

Optima 30/12 Monate
30 Min./Monat inklusive

Ohne Preisplan 499.–

HSDPA GPS

CHF 50.–
online sparen
orange.ch/shop



1.–

Nokia 6600 slide

Optima 30/24 Monate
30 Min./Monat inklusive

Ohne Preisplan 399.–

HSDPA

Preis inkl. MwSt. Angebot gültig bei Neuabschluss von Optima 30 für 24 Mt., bzw. 12 Mt. (CHF 25.–/Mt.).
Exkl. SIM-Karte CHF 40.–. Solange Vorrat. Weitere Informationen finden Sie auf orange.ch/optima

orange™

Poptitan und Rockmimose

Die Schweizer Casting-Show «Music Star» steckt in der Krise. Der Sendung fehlt ein Dieter Bohlen. Aber nicht nur. Es mangelt auch an Handwerk und Kaltschnäuzigkeit. *Von Peter Keller*

Zuerst liefen der Sendung die Zuschauer davon. Und dann noch der Juror Gölä. Die Schweizer Casting-Show «Music Star» dümpelt vor sich hin. Das müsste nicht sein. Auf RTL feiert «Deutschland sucht den Superstar» (DSDS) zur gleichen Zeit Triumphe.

«Music Star» wie «DSDS» setzen auf das Prinzip Casting, auf junge Talente, auf Emotionen und auf eine prominent besetzte Jury, die mit flotten Sprüchen all das sagt, was die Leute sonst nur zu Hause auf dem Sofa denken. Doch weshalb funktioniert das deutsche Format viel besser als «Music Star»?

«Es ist die einfachste aller möglichen Antworten», glaubt Kurt Felix. «Sie heisst: Dieter Bohlen.» «Deutschland sucht den Superstar» hat ein Gesicht, genauer: ein Solarium-gegerbtes Knautschgesicht. Wenn es um Bohlen geht, versteigt sich sogar Kurt Felix zu Superlativen. Er sei ein genialer Musiker, hervorragender Formulierer, unbestechlicher Hit-Riecher, gnadenloser Aufmischer, eine deutsche Kult- und Hassfigur ...

Auch der zweite Doyen der Schweizer Fernsehlandschaft, Roger Schawinski, hält Dieter Bohlen für einen entscheidenden Faktor. «Der Mann ist ein Vollprofi, und zwar als Musiker wie auch als TV-Entertainer.» Selbst wenn Bohlens Schlagfertigkeit teilweise getextet ist – Schawinski deutet es an –, seine Sprüche

schlagen ein. Einem auffällig unbeholfenen Kandidaten beschied er: «Du passt in die Sendung wie ein Igel in die Kondomfabrik.» Einem siebzehnjährigen James-Blunt-Verschnitt empfahl der Poptitan, sein Idol in den Kleiderschrank zu hängen: «Ich kann den Scheiss nicht mehr hören.» Das Bohlen-Gebot heisst Klartext. In einer auf korrekte Kuscheiligkeit getrimmten Gesellschaft steht diese grösstmögliche Ehrlichkeit völlig quer. Doch die Kids lieben den Hamburger Musikproduzenten vor allem wegen seiner bolzengeraden Sprache. «Du weisst, ich sag immer die Wahrheit.» Bohlens Ansage ist Drohung und Verheissung zugleich.

Miefender Musikstadl

Zielgenau hat die Boulevardzeitung *Sonntagsblick* den miefigen Schweizer Musikstadl ins Visier genommen. Nun müsse Bohlen her. Dabei ist der herummäkelnde *Blick* Teil des Problems. Denn in Deutschland besteht eine bestens funktionierende Allianz zwischen Fernsehsender und Printmedium, zwischen RTL und Springers *Bild*-Zeitung. Auch die Weiterverwertung der selbstfabrizierten Stars läuft wie geschmiert. Als letzte Station winkt jeweils das Dschungelcamp inklusive Madendusche und Känguruhoden zum Dessert. In diesem Jahr ergötzte sich das Publikum an der

kreischenden Transe Lorielle. 2003 sang sie sich noch als Lorenzo ins «DSDS»-Finale.

Letztlich fehlt dem Schweizer Gebührensender RTLs Kaltschnäuzigkeit. Für Roger Schawinski ist das Casting-Format eine typische Geburt des Privatfernsehens. In England entwickelt («Pop Idol»), über die USA nach Deutschland exportiert, sei «DSDS» eine in sich stimmige Sendung. Doch um Lizenzen zu sparen, kaufte SF DRS nicht das Original ein, sondern die fade, vom österreichischen Staatssender ORF produzierte Stiefschwester «Starmania». «Bei Informationssendungen gibt man sich öffentlich-rechtlich», analysiert Schawinski die zwitterhafte Haltung der SRG. «Wenn es um Unterhaltung geht, versucht man sich als Privatfernsehen.»

Familienhund und Bullterrier, Service public und Quoten, Anspruch und Voyeurismus. Das geht alles schwer zusammen. Und manchmal fehlt es auch ganz einfach am Handwerk. Die «DSDS»-Redaktion arbeitet ihrer Sendung perfekt zu. Um die Kandidaten werden Geschichten gesponnen.

Die schöne Gabriella suchte über die Bühne ihren Vater, den sie noch nie persönlich gesehen hatte. Dass sie beim Singen praktisch jeden Ton verhaute, interessierte anfänglich keinen. Zu effektiv kullerten die Tränen aus ihren tiefgrünen Augen. Und bei «Music Star»? Hier erreicht die Dramaturgie schon ihren Höhepunkt, wenn der süsse Leonardo seiner Mutter telefoniert.

Zum Konzept von «DSDS» gehört das über mehrere Folgen verteilte Warmlaufen: Die lustvollen Hinrichtungen beim Vorsingen sind Kult. Bis und mit Recall herrschen die Juroren wie griechische Götter – und die Kandidaten haben sich dem Bohlen-Olymp bedingungslos zu unterwerfen. So auch auf der Insel Teneriffa, wo eine der Vorselektionen stattfand. Man wollte den künftigen Superstar Extremsituationen aussetzen. Konkret hatten die jungen Frauen im Bikini anzutreten und mit einer Python um den Hals vorzusingen. Sexistisch? Darauf pfeift RTL.

Am Schluss muss bei «DSDS» eine bunte Truppe aus Talenten und schrägen Vögeln her. Das herzige Küken Vanessa gehört genauso in den Final wie die schwäbelnde Provinztunte Benny. Oder der schrullige Verwaltungsangestellte Holger, der am Klavier zum singenden Werwolf mutiert. Doch trotz erwünschtem Klamaukfaktor: Auf eine Stimme wie die der deutschen Sarah Kreuz wartet man bei «Music Star» auch in der vierten Ausgabe vergeblich.

«Ich wollte was bewirken – so wie es der Dieter Bohlen tut», klagte Gölä nach seinem Abgang. Der Deutsche habe die Macht, seine Favoriten durchzusetzen. Diese Position hat sich Bohlen allerdings hart erarbeitet. Allein seine Ausdauer unterscheidet ihn von der tätowierten Rockmimose Gölä. Plus 160 Millionen verkaufter Alben. ○



Gnadenloser Aufmischer: Dieter Bohlen.



Auf und davon: Juror Gölä.

Frage des Glaubens

Zauberlehrlinge und Mentalisten sind wieder schwer en vogue. Das Fernsehpublikum staunt. Unser Autor hingegen findet: Höchste Zeit, verbogene Gabeln wieder zurechtzubiegen. Von Beda M. Stadler



Mentalisten-Superstar: Magier Raven.

Die grössten Geisseln der Menschheit sind Ansteckungskrankheiten. Gegen einige dieser Bedrohungen kann man immun werden, gegen andere nicht. Schwierig ist es, gegen geistige Ansteckungen immun zu sein. Als Kind hat es die meisten von uns erwischt, so dass wir blindlings daran glauben, dass es einen Dualismus von Körper und Geist gibt. Diese Krankheit wird meistens nicht therapiert, obwohl die Verbreitung ein fast beängstigendes Ausmass angenommen hat.

Menschen, die an diesem Dualismus leiden, haben in der Folge zwei Bereiche im Gehirn. Im Bereich «Körper» sitzt die Rationalität. Sie erlaubt uns, den Knopf am Fernseher zu bedienen, auf die Bremsen zu treten oder eine Pizza in den Ofen zu schieben. Im «Geist»-Bereich wüten die Geister. Dieser Teil scheint beliebig ausdehnbar zu sein. Bei Theologen ist er fast unendlich gross. Sie können damit sogar Gottes Wege erklären, die ja bekanntlich unergündlich sind.

Zauberer sind auch imstande, unseren geistigen Teil des Gehirns zu beeindrucken. Zauberer sind aber liebenswürdige Menschen, weil sie niemanden betrügen. Wir wissen immer, dass hinter ihrem unglaublichen Tun bloss ein Trick steht. David Copperfield steht im obersten Olymp der Zauberer. Er hat es sogar mehrmals geschafft, über Wasser zu lau-

fen, ganz im Gegensatz zu Jesus. Die Leichtgläubigen verwirrt so etwas, weshalb man Copperfield nachsagt, mit Satan in Verbindung zu sein. Solche Vorwürfe können nur in unserem geistigen Teil entstehen.

Tote Materie beleben

Die Mentalisten sind eine besondere Form der Zauberer, und sie tummeln sich zurzeit auf deutschen Fernsehkanälen. Es sind meistens schlechte Zauberer und zudem solche, die uns glauben machen wollen, dass sie mit einem Teil des Dualismus per du sind. Auch wir Schweizer haben in der Zwischenzeit einen berühmten Mentalisten mit einem Vogel. In diesem Fall ist es ein Rabe, und es geht darum, ob der Mensch oder der Vogel mehr Geist hat. Der Dualismus hat somit nun endlich auch den Sprung ins Tierreich geschafft, was niemanden verwundert, gibt es doch Menschen, die glauben, Tiere könnten mit Homöopathie behandelt werden. Homöopathen sind somit eigentlich die Steigerungsform von Zauberern und Mentalisten. Sie schaffen es sogar, den Geist, der sonst nur sein Unwesen in unserem Hirn treibt, in die tote Materie hineinzudynamisieren. Wer also in seinem Gehirn einen ausgedehnten Geistbegriff hat, für den ist es kein Problem, in Globuli oder Wässerchen Informationen zu speichern.

Auf die paar Unverbesserlichen, die darauf drängen, dass die «Körperseite» im Gehirn auch hin und wieder zu Wort kommt, warten schwierige Zeiten. Es könnte ja sein, dass das Schweizer Fernsehen ebenfalls neue geistreiche Sendungen plant, z. B. ein Jungle-Camp der Mentalisten-Superstars, die für ihren Vogel eine Partnerin suchen. Das läge im Trend und wäre neu. Obschon das Schweizer Fernsehen in dieser Beziehung bereits eine unvergessliche Vergangenheit hat, weil unser TV dem David Copperfield der Mentalisten die Steigbügel gehalten hat. Das war Uri Geller, der im Schweizer Fernsehen 1974 seinen Auftritt hatte und bei dem die Leute gebannt vor der Mattscheibe hingen. Weil es so schön war, hat das Fernsehen 2004 ein Remake davon gemacht. Der Moderator lag buchstäblich zu Uri Gellers Füßen, obwohl in der Zwischenzeit die ganze Welt wusste, dass hier nicht nur ein gewöhnlicher Scharlatan, sondern ein Oberspitzbube am Werk war. Es wäre nett, wenn das Fernsehen wenigstens im Nachhinein feststellen würde, dass es sich um eine Parodie gehandelt hat und dass die Schweizer ihre verbogenen Gabeln wieder zurechtbiegen dürfen.

Ausgebildete Exorzisten

In der Zwischenzeit wird aber Uri Geller von der Realität abgelöst, dies von einem noch schillernderen Superstar. Herr Ratzinger, mit Künstlernamen Papst Benedikt XVI., kümmert sich intensiv um unseren geistigen Bereich. Zurzeit lässt er Exorzisten ausbilden, was verständlich ist, da niemand will, dass sich im Geistbereich das Böse einnistet. Auch innerhalb der Kirche sorgt er für Ordnung im Geistlichen. Es ist schwierig, eine Exkommunikation zu verstehen, aber noch schwieriger, wie man so was rückgängig macht. Zudem hat Bischof Koch im «Club» die Sicht der Kirche erklärt, wonach feststeht: Wer einmal getauft ist, kann eigentlich gar nicht zur Kirche austreten. Getauft ist getauft.

Wer in der heutigen Zeit auf physikalische Gesetze und Naturkonstanten pocht, hat es schwer. Nehmen wir beispielsweise die Entropie, die ganz eindeutig dem Körperteil des Gehirns entsprungen ist. Was tun wir mit dem geistlichen Teil, wenn Propheten mit Haut und Haar und einem Pferd davonfliegen oder Gottes Söhne ins Nirwana entschwinden? Jeder vernünftige Menschenbürger müsste eigentlich einsehen, dass dabei etwas passiert sein muss. Wer die Entropie zerstört, verursacht ein Armageddon. Als Rationalist kann man sich in dieser Situation bloss das Wohlfühlhormon Oxytocin verabreichen, damit es leichter wird, die Andersgläubigen zu lieben. ○

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor an der Universität Bern.

Grande Nation, kleine Demokratie

Frankreich, das Land des permanenten Widerspruchs, schwankt historisch bedingt zwischen Republik und Wahlmonarchie. Sarkozy I. hat sich längst entschieden. Der «Omnipräsident» nimmt den Premierminister, die Nationalversammlung und den Justizapparat an die kurze Leine. Von Stefan Brändle

Frankreichs Staatsform ist die Republik. Wer aber Franzosen fragt, was sie darunter verstehen, handelt sich zuerst einmal eine Denkpause ein. Normalerweise geschwätzige Citoyens ringen nach Worten, stammeln Halbsätze von Errungenschaften der Revolution und von Menschenrechten, von politischen oder gar «emotionellen» Werten.

Zweiter Versuch: Bedeutet Republik etwa so viel wie Demokratie? «Ah non!», kommt die entrüstete Antwort, nun wie aus dem Rohr geschossen: «Die Republik ist ein Ideal!»

Anders die Demokratie – diese banale Staatsform steht in Frankreich nicht hoch im Kurs. «Diktatur heisst: Halt den Mund. Demokratie: Du kannst gerne schimpfen», scherzte der Humorist Loup zum letzten Jubiläum der grossen Revolution von 1789. Sie hatte das Ancien Régime weggefegt und durch die Republik ersetzt; die eigentlichen Demokraten, die für eine bürgerlich-liberale Verfassung eintraten, schickte Robespierre aber genauso unter die Guillotine wie die Königstreuen. Seither hat sich die Grande Nation aus einer kuriosen Mischung aus Jakobinismus – Urkommunismus – und Absolutismus geformt. Napoleon versuchte diese Kombination, als er den sozialen Aufstieg predigte und sich die Kaiserkrone zuerst einmal selbst aufsetzte. De Gaulle erfand eine noch originellere Mischform: Er machte die Volkswahl des Staatspräsidenten 1958 zum zentralen Momentum der Fünften Republik. Seither vertritt und verkörpert nicht mehr das Parlament, sondern der Präsident den Souverän. Napoleon hatte recht: «Impossible n'est pas français» – für einen Franzosen ist nichts unmöglich.

Die alten Sitten

Frankreich ist, wie der Politologe Alain Duhamel einräumt, «keine exemplarische Demokratie». Eher eine verkappte Wahlmonarchie, die sich gegen aussen Republik nennt. In der französischen Brust kämpfen nun einmal zwei Seelen, die revolutionäre und die royalistische. Wenige Jahre nachdem die Franzosen Ludwig XVI. aufs Schafott geschickt hatten, riefen sie mit Bonaparte bereits wieder nach dem «starken Mann»; heute noch sehnen sie sich nach dem *homme providentiel*, um ihn gleich wieder in die Wüste zu wünschen, wenn er sich im Elysée – von den dortigen Beratern «Schloss» genannt – häuslich eingerichtet hat.

So steht das horizontale Prinzip im steten Widerstreit zum vertikalen; die Idee der proletarisch-plebejischen *égalité* steht gegen eine



«Impossible n'est pas français»: Präsident Sarkozy.

Gesellschaftspyramide aus breiter Masse, Bürgertum, Noblesse und dem Herrscher an der Spitze. Daraus ergibt sich das Grundprinzip der französischen Politik: die Kunst des Wahlmonarchen, seine Thronmacht zu wahren und zu mehren, ohne den revolutionären Zorn der Untertanen beziehungsweise Wähler zu wecken. Kein leichtes Unterfangen.

Es sollte Schluss sein mit dem Fürstengehabe, fanden die Franzosen und wählten Nicolas Sarkozy. Eine Generation jünger und zwanzig Zentimeter kleiner, entspricht der aktuelle Staatschef nicht mehr dem Bild des omnipotenten Landesvaters: Der Polit-Hansdampf gewann seinen Wahlkampf 2007 mit dem Versprechen, den «Bruch» (*la rupture*) mit einem überholten Regierungssystem und -stil zu vollziehen. Sarkozys «Yes, we can»-Version für den Wahlkampf lautete 2007: «Zusammen wird alles möglich». Die französische Monarchie schien endgültig abgedankt zu haben.

Allerdings wurde darauf nicht das Ancien Régime, sondern sein Abgesang im Friedhof der französischen Geschichte eingäschert. Anderthalb Jahre nach Sarkozys Amtsantritt leben die alten Sitten wieder auf. Die Urkräfte der französischen Monarchie wirken weiter und verbinden sich in geradezu verblüffender Weise mit der Person und der Energie des hyperaktiven Präsidenten. Mehr als alle Vorgänger der Fünften Republik hat Neurotiker Sarkozy nämlich den Hang, alles zu dominieren. Während sich Altkämpen wie Mitterrand und Chirac darauf beschränkten, die Leitlinien der Politik – vor allem der Aussenpolitik – festzulegen, kümmert sich Sarkozy bis in die Details um die Regierungsgeschäfte. Der «Omnipräsident», wie er teils geheissen wird, regelt alles, nichts entgeht ihm. Premierminister François Fillon, der laut Artikel 20 der Verfassung eigentlich «die Politik der Nation festlegt und ausführt», ist überflüssig. Sarkozy schreibt ihm sogar vor, was er anzuziehen hat: In Krisenzeiten wäre es unelegant, wenn einzelne Minister bei festlichen Anlässen im Smoking anträten, befand der Chef im Elysée.

Auch die Nationalversammlung, in der wegen des Mehrheitswahlrechts ohnehin wichtige Parteien wie die Trotskisten oder der rechts-extreme Front national fehlen, brauchte es nicht mehr. Sarkozy versprach im Wahlkampf eine Aufwertung der Assemblée nationale und billigte ihr im vergangenen Jahr einige kosmetische Zusatzkompetenzen zu: Das Parlament kann künftig über Auslandseinsätze der Armee von mehr als vier Monaten debattieren. Aber nicht abstimmen. Es darf zudem einen geringen Teil der Tagesordnung festsetzen. Das Hauptmenü des Parlamentes legt die Regierung fest. Zuständig ist Sarkozys «Minister für die Beziehungen zum Parlament». Man stelle sich vor, der Bundesrat schriebe in Bern dem Nationalrat vor, worüber er zu beraten hat. Kernstück von Sarkozys Parlamentsreform ist



Smoking-Zwang: Premierminister Fillon.

das neue Recht des Staatschefs, im Palais Bourbon, dem Sitz der Assemblée, aufzutreten. Das heisst, den 577 Deputierten ins Gewissen zu reden. Das stärkt die Stellung und den Einfluss des Präsidenten weiter.

Auch den Justizapparat nimmt das Elysée an die kurze Leine: Sarkozy kündigte die Reform der *juges d'instruction* an. Diese hierarchisch unabhängigen Untersuchungsrichter sind berüchtigt für ihre Inquisitionsmethoden, die bis ins Mittelalter zurückgehen; dafür haben sie auch die grössten Polit- und Finanzaffären der Fünften Republik aufgedeckt und schon einige Minister das Amt gekostet. Sarkozy unterstellt sie nun der Staatsanwaltschaft. Diese ist ihrerseits dem direkten Weisungsrecht der Regierung unterworfen. Das Gängelband um den Hals der Justiz endet damit im Büro des Staatschefs. Eine kleine Episode von Anfang Jahr ist aufschlussreich: Bei einer Fachtagung in Nancy klatschten einige Rechtsstudenten spontan, als der externe Redner die Unabhängigkeit der Justiz hochleben liess. Die zukünftigen Magistraten erhielten darauf eine Vorladung der Justizhierarchie – wegen ungebührlichen Applaudierens.

Ein Korrektiv gibt es nicht

Baron von Montesquieu, der grosse französische Staatstheoretiker und Begründer der Gewaltenteilung, würde sich wundern: Legislative und Judikative unterstehen mehr denn je der Exekutive. Ein Korrektiv, geschweige denn eine Form von *checks and balances*, gibt es nicht. Oder höchstens auf der Strasse – in Form von Streiks und Revolutionen.

Etwa die Medien als vierte Gewalt? Nicht in einem Land, wo die Chefredaktoren auf Wink des Elysées entlassen werden, wenn sie – wie bei *Paris Match* – nur schon den neuen Lebens-

partner von Sarkozys Ex-Gattin Cécilia auf das Titelblatt rücken. Als der Präsident im Februar drei TV-Sendern ein Interview gewährte, las er die Fragen stellenden Journalisten selber aus.

Kochrezepte im Parlament

In seiner Reform des öffentlich-rechtlichen Fernsehens sieht Sarkozy vor, dass inskünftig der Staatschef, das heisst er selbst, den Leiter von France Télévisions ernennt. Wie die Parlaments- und die Justizreform geht das Mediengesetz an sich von einem guten Ansatz aus: Es schafft, wie auch von der Linken gewünscht, die Werbung im Staatsfernsehen ab. Die Ernennung des TV-Intendanten durch den höchsten Politiker im Lande sorgte immerhin für einige Kritik, sogar in Sarkozys Partei UMP. Wütend gab Sarkozy Weisung, den Gesetzesinhalt auf Jahresbeginn in die Tat umzusetzen – obwohl die Nationalversammlung die Reform nicht abegesen hatte. Auch das Gesetz war überflüssig: Die Direktion von France Télévisions kam dem Ansinnen nach.

Die Sozialisten schimpften, obwohl sie selbst kein Vorbild in Sachen Demokratie sind. Bei der internen Wahl zur neuen Parteichefin wurde Ségolène Royal im November um ihren Sieg betrogen. Die Parteileitung behauptete, die Apparatschik Martine Aubry habe die interne Urnenwahl mit 50,02 Stimmen gewonnen, verhinderte aber eine neutrale Stimmenauszählung. In der Nationalversammlung betreibt der Parti socialiste Obstruktionspolitik. Ein Abgeordneter verlas unlängst stundenlang Kochrezepte, um die Verabschiedung eines Gesetzes hinauszuzögern. «Achten Sie darauf, den Hummer nicht zu lange im kochenden Wasser zu belassen», warnte er, «sonst hat's kein Fleisch mehr drin, wenn Sie ihn öffnen.»

Bleibt das Volk als letzte Kontrollinstanz. Doch in den Pyrenäen, der Camargue oder Banlieue scheint das *château* so weit weg wie die Wolke mit dem lieben Gott. Gewiss, einmal alle fünf Jahre interessieren sich die Franzosen brennend für die Wahl ihres Präsidenten (Stimmbeteiligung 2007: 84 Prozent). Danach erachten sie ihre staatstragende Arbeit aber für erledigt und gehen fischen. Was der *président* im *château* treibt, geht sie nichts an. De Gaulle schimpfte einmal, die Franzosen seien «Kälber», gemeint ist: Herdentiere.

Der Soziologe Emmanuel Todd sagt sarkastisch: «Entscheidend ist nicht, dass Sarkozy Lust hat, Weltherrscher zu spielen, das haben alle Kinder.» Schlimm sei, dass die Abgeordneten seiner Partei in der Nationalversammlung seinen Machtanspruch absegnen. Der Präsident hat seine Stellung auch den Pariser Eliten zu verdanken, die mit und von dem System leben wie einst der Hof in Versailles. Die Volksherrschaft erscheint selbst vielen Intellektuellen als suspekt, wenn nicht gefährlich. Wie meinte der Philosoph Alain Badiou: «Demokratie ist eine totalitäre Idee.» ○

Selige Entrückung

Ob «Effi Briest» oder Oscar-Gewinner «Der Vorleser»: Literaturverfilmungen boomen. Was ist bloss am Bebildern von Büchern so verführerisch? Von Wolfram Knorr

Röcke, Rüschen und Bordüren, gestärkte Paradeuniformen und stramme Fräcke, fächeln- und kichernde Damen, zackige Junker und graumelierte Patriarchen wirbeln unter schweren Lüstern, zwischen erlesenem Mobiliar und vor flackernden Kaminen über gewienertes Parkett. Und inmitten der Pracht nimmt das Schicksal der 17-jährigen Effi Briest (Julia Jentsch) seinen unerbittlichen Lauf: Sie heiratet auf Wunsch der Eltern den zwanzig Jahre älteren Baron von Innstetten (Sebastian Koch). Der aber, kalt und abweisend, widmet sich nur seiner politischen Karriere; so driftet sie, emotional ausgehungert, in die Arme eines feschen Offiziers – und in eine Tragödie. «Effi Briest», von Theodor Fontane, gehört zu den beliebtesten Filmstoffen deutscher Literaturklassiker.

1939 verkörperte Marianne Hoppe die Heldin in Gustaf Gründgens' «Der Schritt vom Wege»; 1955 war es Ruth Leuwerik («Rosen im Herbst»), 1968 Angelica Domröse in der Defa-Produktion «Effi Briest» und 1974 Hanna Schygulla in Rainer Werner Fassbinders «Fontane Effi Briest». Und keine der Verfilmungen nahm es mit der Werktreue allzu genau. Gründgens durfte in der Nazizeit auf keinen Fall Sympathie für den Seitensprung einer verheirateten Frau zeigen und verlegte ruck, zuck die Gewichtung auf den armen, betrogenen Ehemann. In der Fünfziger-Jahre-Adaption ist Ruth Leuwerik ein armes Häscherl, das sehr gefühlsbetont der Wirtschaftswunderjugend vorführt, wo Seitensprünge enden. In der Defa-Version bildet der real existierende Sozialismus der DDR die Perspektive: Effi ist das Opfer preussisch-blasierter Machoherrschaft. Nur Fassbinder blieb werktreu, wenn auch mit einer Erzählerstimme aus dem Off.

Blonder Brigitte-Bardot-Trotz

Hermine Huntgeburth («Die weisse Massai»), Regisseurin der neuen Verfilmung, geht nun am frechsten mit der Vorlage um. Bei ihr stirbt nicht die von der Gesellschaft Verstossene an gebrochenem Herzen im Schosse ihrer Eltern. Im Gegenteil: Sie verweigert sich den reuevollen Eltern und geht, zur Power-Lady mit blondem Brigitte-Bardot-Trotz mutiert, ab durch die Mitte. Ein zu freier Umgang? Nicht unbedingt, denn Fontane, dessen «Effi Briest» 1896 erschien, hatte ein reales Vorbild: Elisabeth von Plotho (später Baronin von Ardenne), die mit neunzehn Jahren hei-

ratete (wenn auch keinen zwanzig Jahre Älteren) und später eine Affäre hatte. Der Liebhaber wurde vom Gatten im Duell erschossen und sie in die Wüste geschickt. Doch von Plotho zog sich keineswegs grämlich aus dem Leben zurück, sondern wurde berufstätig und starb 1952 mit 98 Jahren.

Die Werktreue im wörtlichen Sinn ist sowieso unmöglich, wenn die Sprache, wie etwa diejenige eines Thomas Mann, gar nicht umsetzbar ist. Warum aber wird dann Thomas Mann rauf und runter verfilmt? Und wieso gelten diese Werke dann als «Literaturverfilmungen», während hingegen Alexandre-Dumas- oder Robert-Louis-Stevenson-Verfilmungen unter solch schillernden Kategorien wie Mantel-und-Degen-, Abenteuer- oder Horrorfilm rubriziert werden?

Ende des 19. Jahrhunderts lieferte der britische Schriftsteller Thomas Hardy eine Orientierungshilfe mit der Forderung, der ernsthafte Autor müsse «ein Auge für die feineren Qualitäten des Daseins» entwickeln; durch die äusseren Sinne lasse sich das nicht erwerben, «so nah sie den Dingen auch in der Fotografie kommen mögen». Wie kommt es dann, dass Edgar-Allan-Poe-Filme noch nie in die Nähe von Literaturverfilmung gerieten?

«Der Buchroman in Kinovorführung ist eine Barbarei.»

Es ist ein Kreuz mit verfilmter Literatur, und keiner weiss so recht, wie es zu dieser Klassifizierung überhaupt kam. Als 1923 zum ersten Mal Thomas Manns «Die Buddenbrooks» über die Leinwand flimmerten, war die Kinodebatte, ob Literatur verfilmt werden dürfe oder nicht, in vollem Gang. Denn die Kinematografen, ohnehin als Hallodris verschrien, bedienten sich im Literaturfundus, um sich und ihre Arbeiten aufzuwerten – zum Ärger der Bildungselite. Schon 1913 war fürs *Börsenblatt des deutschen Buchhandels* klar, dass der «Kinobetrieb» mit «der Romanverfilmung seinen verhängnisvollsten Abweg betreten hat. Der Buchroman in Kinovorführung ist eine Barbarei.» Wonach aber sollte der Habenichtsfilm denn sonst greifen?

Die Amerikaner, unbelastet von Traditionen, hatten keinen Bock, die rennenden Bilder mittels Literarisierung zu mässigen. Sie wilderten lieber im Music-Hall-, Variété-, Kabarett- und



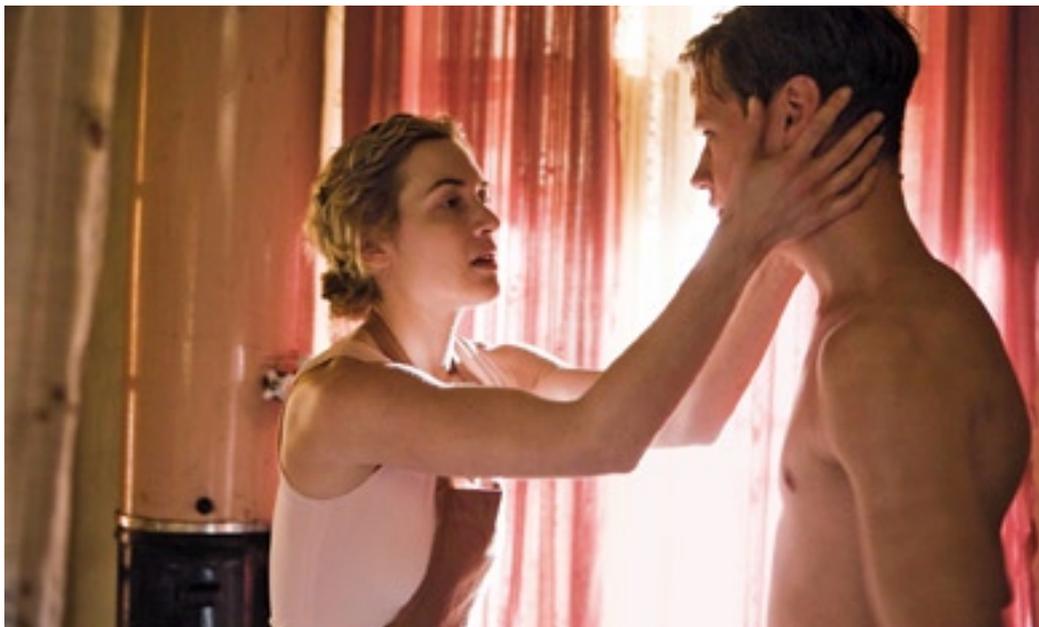
Schullektüre: Erfolgsautor Schlink.



Selten werktreu: Klassiker Fontane.

Possen-Milieu und gaben Physical Comedians, Outlaws und Flappern den Vorzug vor räsonierenden Figuren. Dem physischen Gestaltungswillen wurde später der schnelle Dialog als erweiterter körperlicher Ausdruck hinzugefügt. Nicht umsonst entlehnten die Amerikaner den Screwball-Begriff für schnelle Dialoge der Baseball-Terminologie.

Auch in Frankreich und England hielt man den Einbruch der rennenden Bilder in die Domäne Theater und Literatur lange für fragwürdig. Auch hier waren die Motive der Aneignung Stoffhunger, Anpassungszwang und der Kitzel der Visualisierung. Bereits 1897 drehte Georges Méliès einen Faust-Film («Faust et Marguerite»), 1903 entstand in England Lewis Carrolls «Alice in Wonderland», und in Deutschland «gelangte alles, was der Literatur gut und teuer war, auf die Leinwand» (Siegfried Kracauer). Das Gewerbe mit Literatur zu



Lesestunden und wilder Sex: Kate Winslet und David Kross in «Der Vorleser».



Emotional ausgehungert: Julia Jentsch in «Effi Briest».

nobilitieren, erwies sich nicht nur als Königsweg. Das Anspruchspublikum blieb fern und das andere auch.

Malerisches Depressiv-Kolorit

Bleiben in England William Shakespeare und Jane Austen Lieblinge der Literaturverfilmung, ist in Deutschland Thomas Mann die ewige Herausforderung. «Buddenbrooks», «Doktor Faustus», «Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull», «Der Zauberberg», «Tonio Kröger», «Lotte in Weimar», «Unordnung und frühes Leid», «Mario und der Zauberer» und einiges mehr wurden adaptiert. Die jüngste «Buddenbrooks»-Version vom Mann-Fachmann Heinrich Breloer («Die Manns») läuft in den Kinos und beginnt – als sei es genretypisch – wie «Effi Briest» und andere verfilmte Literatur aus dem 19. Jahrhundert: mit einem rauschenden Fest, mit

trunkener Opulenz. Film als seliges Entrückungsvergnügen.

Dafür muss man keineswegs ins 19. Jahrhundert. Auch die fünfziger Jahre bieten verführerisches Ambiente edler Zähen. «The Reader», nach dem Erfolgsroman «Der Vorleser» von Bernhard Schlink, hat die besten Voraussetzungen – und dafür auch prompt mit einem Oscar garniert: malerisches Depressiv-Kolorit und Betroffenheit; Lovestory und tiefschwere Symbolik. Der Pennäler Michael Berg (David Kross) verliebt sich in den pruden seelischen Hungerjahren der Fünfziger in die 36-jährige Trambahnschaffnerin Hanna Schmitz (Kate Winslet). Neben wildem Sex gibt es Lesestunden. Michael muss ihr quer aus dem abendländischen Bildungsgut vorlesen. Doch so plötzlich wie Hanna in Michaels Leben getreten ist, verschwindet sie auch wieder. Erst viele Jahre später, bei einem Naziprozess, wird Michael

als Jurastudent mit Furchtbarem konfrontiert: Hanna sitzt als ehemalige KZ-Wächterin wegen Mordes in dreihundert Fällen auf der Anklagebank. Sie wird zu zwanzig Jahren verurteilt, und Michael, nun ein reifer Jurist (Ralph Fiennes), schickt ihr mit Literatur besprochene Kassetten ins Gefängnis.

Schlinks Roman, in die Schullehrpläne aufgenommen, wirkt in seiner Umsetzung wie ein Schullehrfilm. Von steifer, malerisch angelegelter Anmut, in der das Mief-Klima von Kohlenkeller und gestapelter Unterwäsche zum ästhetischen Elysium wird, ist nicht nur das Dekor. Das komplette Ensemble, selbst

Das Mief-Klima von Kohlenkeller und gestapelter Unterwäsche wird zum ästhetischen Elysium.

die ehemalige KZ-Wächterin mit dem rein geschrubbten Kernseifen-Gesicht Kate Winslets, schreitet mit Ehrbarkeitsgarantie durchs Melodram. Ralph Fiennes' Gesicht (wie die Mimik der anderen auch) soll tiefe Betroffenheit signalisieren, ist aber nur mit einem Meissel in die Züge gehauene Larmoyanz. «The Reader» ist eine unangenehme Literaturverfilmung.

Sprache ist eben in der Lage, das Innenleben eines Menschen darzustellen; Filmdialoge (oder Monologe) sind kein Ersatz. Als Stanley Kubrick 1975 William Makepeace Thackerays «Barry Lyndon», Roman eines skrupellosen Karrieristen aus dem Rokoko, adaptierte, der in Ichform geschrieben ist, setzte Kubrick dafür einen neutralen Erzähler aus dem Off ein. Er und Orson Welles (Shakespeare und Kafkas «Der Prozess») sowie Luchino Visconti waren und bleiben unerreichte Meister auf dem glatten Parkett der Literaturverfilmung. Viscontis Thomas-Mann-Adaption «Tod in Venedig» (1971) ist nach wie vor die beste aller Mann-Verfilmungen. Von solchen Gipfelstürmen abgesehen, haben Literaturverfilmungen den Ruf eines kulturellen Hochamts. Als in den sechziger Jahren der neue deutsche Film auffallend häufig zur Anspruchsliteratur griff, von Brechts «Baal» über Bölls «Billard um halb zehn» bis zur «Blechtrummel» von Grass, wurde dem neuen deutschen Film mangelnde Vitalität und die typisch deutsche Unsitte des Pathos vorgeworfen. Einerlei. Literaturverfilmungen sind prima fürs nationale Image und fürs kulturelle Renommee.

Der Vorleser. Regie: Stephen Daldry. USA/D, 2008
Effi Briest: Regie: Hermine Huntgeburth. D, 2009

Einig Volk von Herren und Knechten

In der Schweizer Geschichte wird die Rolle des Adels eher kleingeschrieben, das Volk dagegen überhöht. In einer neuen Serie beleuchtet die *Weltwoche* Exponenten, Ideale und Selbstverständnis der Schweizer Aristokratie. Folge 1: Die Geschichte der eidgenössischen Führungseliten. Von Andreas Z'Graggen

Die Habsburger und ihre Helfershelfer waren zwar irgendeinmal weg, doch auch danach herrschte in der Alten Eidgenossenschaft kein basisdemokratisches Gesellschaftsmodell von aufrechten Gleichen. In der Stadt wie auf dem Land hatte ein Patriziat wohlhabender Familien die Zügel in der Hand. Der Anfang vom Ende ihrer Macht und Pracht kam mit dem Einmarsch der französischen Revolutions-truppen.

Wares Werner von Homberg, der die Schlacht am Morgarten angezettelt hatte? Für den Historiker Roger Sablonier könnte das durchaus so gewesen sein. Denn Homberg hatte als Erbe der Grafen von Rapperswil Interessen, die mit jenen des Klosters Einsiedeln kollidierten. Zudem gab es zwischen Landleuten und dem Kloster Streitigkeiten wegen Grenzziehungen – was gehört wem (Marchenstreit). Der Konflikt eskalierte, und die Bauern überfielen das Kloster. Weil Einsiedeln unter der Schutzherrschaft der Habsburger stand, geriet Herzog Leopold I. unter Zugzwang. Und da der Habsburger schon länger verstimmt war wegen der Schwyzer, weil diese mit dem habsburgischen Gegenkönig Ludwig dem Bayern fraternisierten, machte sich der Herzog mit einer Schar Getreuen auf den Weg nach Schwyz.

Rütlichswur der lokalen Elite

Der Rest ist bekannt: 1315 kam es zur Schlacht am Morgarten. Die Schwyzer und ihre Helfer, wahrscheinlich aus Uri, gewannen, das stolze Ritterheer musste geschlagen abziehen. Spannend ist das deshalb, weil Homberg ein Graf, also ein Hochadliger war, und es in keiner Weise unserer Freiheitstradition alteidgenössischer Ideologie entspricht, dass ein Nobler möglicherweise eine entscheidende Rolle in einer Schlacht spielte, die jedem Schulkind als bedeutender Markstein in der Geschichte des Aufstandes geknechteter Hirten aus der Innerschweiz gegen die bösen Habsburger und ihre üblen Vögte verkauft wurde.

Sablonier geht sogar noch weiter und vermutet, dass auch der Rütlichswur nichts weiter war als ein Treffen lokaler Potentaten, die ihre Herrschaft bewahren wollten. Zu diesem Zweck wurde ein Landfriedensbündnis (Bundesbrief) geschlossen, ein Vertrag also, um die geltende Ordnung zu sichern.

Es waren eben unsichere Zeiten damals: König Rudolf von Habsburg war verstorben (1291), sein Nachfolger Albrecht in Königsfelden ermordet worden (1308), die zerstrittene

Familie zunehmend absorbiert von Engagements im Osten Europas (Böhmen etc.), oft knapp bei Kasse und somit wenig interessiert, in dieser öd-armen Innerschweiz ihre Kräfte zu verpuffen. Das nutzte die lokale Machtelite, um ihre vorwiegend finanziellen Interessen wie Zölle, Steuern, Zehnten- und Gerichtsrechte zu festigen.

Der wahrscheinlich rückdatierte Bundesbrief von 1291 wäre also ein Abkommen von noblen Herren, die ihre vorwiegend materiellen Positionen gefährdet sahen? Eine Lesart, die einem Sakrileg gleichkommt. Und ein weiterer Bruch mit dem überlieferten Geschichtsverständnis kommt hinzu: Weder gab es diese freiheitssüchtigen Bauern, noch ging es um den Widerstand gegen die habsburgische Landesherrschaft oder gar gegen das hochrespektierte Deutsche Reich.

Wer die Habsburger wirklich besiegte

Die Habsburger, vorab im Aargau und im übrigen Südwesten des Reiches präsent, hatten in der Innerschweiz mit Ausnahme des Reichszolls in Flüelen wenig attraktiven direkten Besitz. Sie waren daher physisch kaum anwesend und fielen als Ordnungsfaktor weitgehend aus. Die später konstruierte Habsburgfeindschaft diente dazu, den eigenen Widerstand zu legitimieren. Denn zum offenen Konflikt mit dem Adelshaus Habsburg kam es erst, als die Eidgenossen merkten, dass sie stark und die Habsburger infolge mangelnden Interesses «schwach» waren.

Zum Beispiel die Luzerner. Wie in Zürich nach der Herrschaft des Stadt-Adligen Rudolf Brun und in Bern stärkten auch in der habsburgischen Stadt an der Reuss die im Laufe des 14. Jahrhunderts zunehmend in Zünften organisierten Handwerker sowie die Kaufleute ihre Position. Die aufstrebenden Führungsgruppen nutzten die Gunst der Stunde und überfielen habsburgischen Besitz im Entlebuch, in Baldegg und Sempach. Wieder kam ein Leopold, diesmal der Dritte, um die aufreißerischen Herrschaften zur Räson zu bringen. Er verlor nicht nur die Schlacht, sondern auch sein Leben. Für die Habsburger war 1386 eine Katastrophe, so dass noch hundert Jahre später der habsburgische Kaiser Maximilian diese Eidgenossen als «böse, grobe und schnöde gepurslüte» bezeichnete.

Für die regionale Elite jedoch, die eben keine «gepurslüte» waren, war dies ein grosser Erfolg. Luzern begann zu expandieren, auch

wirtschaftlich, was schliesslich seinem sich etablierenden Patriziat, den vornehmen Familien Schnyder von Wartensee und Segesser von Brunegg, den Schumacher, Göldlin, am Rhyn, Feer, Fleckenstein und Meggen, einen zunehmend aristokratischen Lebensstil erlaubte.

Gleiches trug sich in Zürich zu. Auch hier waren die Zünfte ein Vehikel, um an die Macht zu kommen. Und auch hier herrschte ein klarer Trend zur Oligarchisierung. Die Macht konzentrierte sich zunehmend im Kleinen Rat, der jeweils um die fünfzig Mitglieder umfasste, wovon ein gutes Dutzend gesetzt waren und der Constaffel angehörten, der Gesellschaft der vornehmen Geschlechter. Immer bestimmender wurde eine kleine, relativ fest umrissene Führungsschicht der Grebel, Holzhalb, Rordorf, Meiss, Werdmüller, Hirzel und Manesse. Und wie vordem beim alten Adel waren auch hier neben der kommerziellen Tätigkeit zunehmend Grundrentenbezug und Amtsführung die Merkmale dieser Elite. Weder die gewöhnlichen Handwerker noch die im Einflussbereich der Stadt lebenden Bauern, und schon gar nicht die grosse, besitzlose Unterschicht, hatten politisch eine Bedeutung. Sogar Adlige aus dem habsburgischen Dienstgefolge konnten ihre Karriere als Teil der neuen Machtelite fortsetzen. Noch im 17. Jahrhundert rühmte sich Zürich seiner hochadligen Mitbürger.

Wohlhabende «Gnädige Herren»

In Bern, der bald einmal mächtigsten Stadtrepublik, ging es anfänglich ebenfalls darum, sich gegen die angrenzenden Feudalherrschaften der Greyerzer, Savoyer und Neuenburger in einer Schlacht (Laupen, 1339) den nötigen Expansionsraum zu verschaffen. Hier war es sogar ein Altadliger, Rudolf von Erlach, der die mit Innerschweizern ergänzte Truppe zum Sieg führte. Die alten Familien, zu denen neben den Erlach auch die Luternau, Bontetten und Bubenbergs gehörten, verschmolzen mit den etwas später arrivierten Wattenwyl, Diesbach, Wabern, Fischer, Graffenried sowie schliesslich mit den über ihr zünftisch-handwerkliches Metier hinausgewachsenen Unternehmern und Kaufleuten zur geschlossenen Führungsschicht. Die regimentsfähigen Familien (Regiment = Regime) trafen sich gesellschaftlich in der Gesellschaft zum Distelzwang, analog der Zürcher Constaffel, und politisch fast täglich in dem von einem Schultheissen gelenkten Rat der 27, dem eigent-



Respektiert im feudalen Europa: Oberst Ludwig Pfyffer, genannt «Schweizerkönig», auf einem Gemälde im luzernischen Schloss Heidegg.

lichen bernischen Machtzentrum. Einkünfte als Vögte im Untertanengebiet – exakt wie weiland die übel beleumdeten Habsburg-Gehilfen – aus Grundbesitz, Gerichtsherrschaft und später dem Söldnerwesen erlaubten den «Gnädigen Herren» der Stadtrepubliken eine Lebensführung, die jener in den umliegenden europäischen Adelsgesellschaften in nichts nachstand.

Demokratie von oben

Und auf dem Land, in Uri, Schwyz, Unterwalden, herrschten da basisdemokratische Zustände, war es wenigstens in den Waldstätten so, wie man uns im Geschichtsunterricht die Alte Eidgenossenschaft beschrieben hatte?

Die Landsgemeinde war eben keine Frühform der Demokratie, sondern vielmehr ein Zugeständnis der Elite an die nach oben drängenden Schichten. Vom «Volk» durfte freilich ohnehin nur eine beschränkte Zahl Mitglieder an den Treffen teilnehmen, in Schwyz etwa waren bloss 130 Familien landsgemeindetauglich. Die Macht indes lag auch auf dem Lande jeweils beim Kleinen Rat, dem Gremium der Herrschaft. In der Innerschweiz hatte man zwar einige Adlige, die zu mächtig geworden waren, umgebracht oder vertrieben, wie die Attinghausen in Uri oder die Hunwil und Waltenberg in Obwalden. Doch kaum waren diese weg, übernahm die neue Elite die Führungspositionen.

Aufgrund ihrer sozioökonomischen Potenz gelang es diesen neuen Lokalherren, klienteläre Bindungen nach dem Prinzip des wechselseitigen Gebens und Nehmens zu knüpfen. Immerhin gaben sich die führenden Geschlechter in Altdorf, Schwyz und Sarnen gegen aussen etwas bescheidener als ihre Kollegen vom städtischen Patriziat, weil man enger mit der Umgebung verflochten war und mehr Rücksicht nehmen musste auf die Stimmung im Volk, die an der unberechenbaren Landsgemeinde kippen konnte.

Eidgenössischer Konkordanz-Adel

Anders als im übrigen Europa waren die Führungsgruppen der Alten Eidgenossenschaft schon damals überraschend auf Konkordanz bedacht. Die Stadtrepubliken versuchten sich mit den Waldstätten und den später hinzugekommenen ländlichen «Orten» zu arrangieren. Nur selten kam es zu Kriegen. Ausser wenn es um die Religion ging (Kappel, 1529/1531, Villmergen, I+II, 1656/1712). Nicht umsonst wettete Zwingli gegen die Leibeigenschaft (!) der Bauern, die drückenden Feudalabgaben und das einträgliche Geschäft mit dem Soldwesen. Zumindest in den Städten ging das Patriziat dann allerdings noch gestärkt aus den Reformationswirren hervor.

Die Ausbeutung ihrer Untertanen auf dem Land reizten die Stadtaristokraten in der Regel nicht aus, um gewalttätige, ihre Macht mögli-



«Landsknecht in Rot»: Hodler-Gemälde, 1895.



Brutales Ende der Macht: Kaiser Napoleon I.

cherweise gefährdende Konflikte zu vermeiden. Denn diese zu parieren, wäre nicht so einfach gewesen, da die Städte über keine stehenden Heere verfügten. In Bern wie in Zürich wurde das Landvolk gelegentlich sogar befragt, um unpopuläre Entscheide zu vermeiden. Und wenn die «Gnädigen Herren» es als Vögte oder Gutsbesitzer allzu bunt trieben, wurden sie vom eigenen Kleinen Rat gebüsst, ins Exil vertrieben oder gar umgebracht.

Vernichtender Bauernkrieg

Bloss: Wenn ihre Macht ausnahmsweise mal wirklich herausgefordert wurde, verstanden die Regenten keinen Spass mehr. So, als sich die Bauern gegen ihre Herren erhoben, besonders mutig in Bern und Luzern. Der wirtschaftliche Zusammenbruch Europas im Gefolge des Dreissigjährigen Krieges (1618–1648) hatte die Landleute um ihre Agrarexporte gebracht. Und weil auf Kredit produziert worden war und die Regierungen das Geld abgewertet hatten, herrschte auf dem Lande eine Finanzkrise. Viele Bauern verelendeten. Schuld an der Misere waren in ihren Augen die Herren in der Stadt. Es kam zum Bauernkrieg (1653). Die aufständischen Entlebucher und Emmentaler wurden vernichtend geschlagen, ihre Anführer Hans Emmenegger und Niklaus Leuenberger hingerichtet.

Im landläufigen Verständnis hatten die Alten Eidgenossen nur eines im Sinn: frei und unabhängig zu sein. In eigener Sache sah das dann allerdings wieder ganz anders aus. Wenn es um Dritte ging, waren auch jene, die zu Hause unter dem Regime der Regenten litten, beim Untertanen-Kujonieren in den eigenen Kolonien – euphemistisch: «Gemeinen Herrschaften» – gerne mit dabei. Die Berner besetzten die Waadt, die Eidgenossen insgesamt den Aargau (1415), das Stammgebiet der Habsburger. Später kamen der Thurgau (1460) und die Leventina hinzu (Mailand war um 1512 fest in der Hand der Innerschweizer). Weil diese Untertanengebiete «gemein», also gemeinsam verwaltet wurden, musste man sich aus organisatorischen Gründen regelmässig treffen: zur Tagsatzung. Zu diesem eleganten Gesandtenkongress versammelte sich jährlich die Elite aus den verschiedenen «Orten». Das Volk war höchstens als Zuschauer anwesend.

Stets in fremden Diensten

Der Reichtum sprudelte zunehmend aus der Quelle des Söldnerwesens. Die kriegerischen Erfolge der Eidgenossen verschafften den Aristokraten und ihrem kriegstüchtigen Fussvolk im feudalen Europa grössten Respekt, stärkten das Selbstbewusstsein und vor allem den Geldbeutel. Die Erlach und Pfyffer, Salis, Reding usw. stellten den fremden Fürsten oft ganze Regimenter zur Verfügung. So kämpfte man für den französischen König, dann wieder für den Deutschen (habsburgischen!) Kai-



Vom Hochadel angezettelter Konflikt: Schlacht am Morgarten von 1315.



Eigennütziges Abkommen der noblen Herren: Schweizer Bundesbrief von 1291.

ser, für Venedig, den Papst, für Spanien, Holland, Neapel. Zwischendurch wurde auch mal der Arbeitgeber gewechselt, Hauptsache, die «Pensionen» stimmten. Dieses Fixum, der Offizierssold, die Einnahmen aus dem Söldnerverkauf («point d'argent, point de Suisses») sowie die zu Hause mit Ländereien, Vogteien und öffentlichen Ämtern erworbenen Mittel erlaubten einen üppigen Lebensstil, stark beeinflusst von der französischen höfischen Kultur. Zur Zeit des Sonnenkönigs war die Eidgenossenschaft fast schon ein französisches Protektorat. Noch immer erinnern der Freulerpalast in Näfels, das prächtige Anwesen der Reding in Schwyz, das Schloss A Pro im urnameischen Seedorf, der Erlacherhof in Bern, die Residenzen der Pfyffer im Luzernischen sowie der Salis und Planta in Graubünden an die glorreichen Zeiten.

Aufklärung, Rousseau, amerikanische Unabhängigkeit, gewerblich-industrieller Aufschwung – in der Alten Eidgenossenschaft begann es zu brodeln. Immer wieder kam es zu Volkserhebungen, Verfassungskämpfen und Verschwörungen gegen die Eliten. Das Patriziat klammerte sich an seine überkommenen Vorrechte und versuchte, sein immer anachronistischer gewordenes Regiment zu retten. Nur wenige realisierten die Zeitenwende und forderten eine Demokratisierung der Gesellschaft.

Ironie der Geschichte: Es war ausgerechnet die Grande Nation, die der französisch inspirierten Pracht ein brutales Ende setzte. Die Revolutionstruppen brachten die Alte Eidgenossenschaft zu Fall. Das einzige Mal in ihrer Geschichte, dass die Schweiz von einer fremden Macht wirklich massiv angegriffen wurde – und weg war sie. Ihre Führungsschicht überlebte zwar noch einigermaßen die napoleonische Besatzungszeit, Helvetik wie Mediation, bekam in der Restauration nach dem Wiener Kongress (1815) sogar wieder etwas Oberwasser, doch mit der liberalen, demokratischen Schweiz von 1848 war sie an ihrem Ende angelangt. In Genf, Basel und Zürich schafften die Aristokraten zum Teil den Anschluss an die moderne, bürgerlich-kommerzielle Welt und gründeten Banken, Industrieunternehmen und Handelshäuser. Doch in Bern und Luzern, in Graubünden und den Urkantonen war irgendwie die Kraft weg, sich über andere in irgendeiner Form zu erheben. Viele ergriffen wohl bürgerliche Berufe, wurden Ärzte und Juristen, Diplomaten und hohe Militärs, und einige schafften es sogar, wenigstens ein wenig vom einstigen Lebensstil mit Landsitzen und feinem Mobiliar in die Moderne zu retten. Doch die Macht kam abhanden, und ab 1848 waren die Eidgenossen endgültig nicht mehr ein einzig Volk von Herren und Knechten.

Zum Thema «Ein einzig Volk von Herren und Knechten» bringt die *Weltwoche* jeweils in der letzten Ausgabe des Monats ein Gespräch mit einem Repräsentanten einer jener Familien, die in der Alten Eidgenossenschaft und den ihr «zugewandten Orten» von Bedeutung waren.

«Sektenhafte Züge»

Der Erfolgskomiker und Schauspieler Mike Müller über seine Kindheit in Olten, die Schweiz, den Kostenfaktor Blocher, die deutsche Philosophie und die Frage, warum wir Witze lustig finden.
Von Roger Köppel und Vera Hartmann (Bild)

Sie wirken insgesamt gemütlich, nett, nicht sonderlich ambitioniert. Täuscht der Eindruck?

Ich bin tatsächlich, was man mir nicht geben würde, ehrgeizig. Was ich aber immer wusste: Karriereplanungen sind falsch. Das ist durchaus Selbstschutz. Wer sich keine Ziele setzt, kann nicht versagen.

Sie haben es so genommen, wie es kommt?
Pathetisch formuliert: In meinem Beruf kämpft man jeden Abend ums Überleben. Du gehst raus und musst, Pardon, deinen Hintern retten. Das ist der spezifische Schauspielerehrgeiz, den ich immer hatte, nie aber die generalstabsmässige Laufbahnplanung.

Warum sind Sie Komiker geworden?
Es kam schleichend. Ich hatte den Bühnengeltungsdrang, eine Sonderform des gewöhnlichen Geltungsdrangs, mit dem er aber nur fallweise übereinstimmt.

Wurden Sie davon bereits frühkindlich erfasst?

Ich weiss es nicht. Man sollte nicht zu viel in meine Kindheit hineindeuten. Lange Zeit wusste ich nicht, was aus mir werden sollte. Daher studierte ich später Philosophie, das breiteste Studium überhaupt.

Was meinten die Eltern?
Mein Vater war Lehrer, meine Mutter Dekorateurin. Mein Vater war ein grosser Leser und machte Karriere in der Schule. Am Schluss war er Rektor der Berufsschule. Er ging immer ins Theater und nahm mich mit. Mit der Mutter habe ich aus Langeweile in verschiedensten Dialekten geredet. Uns Kindern war alles erlaubt, nur etwas wollten die Eltern nicht: dass wir Polizisten werden.

Das ist doch ein ehrbarer Beruf.
Bei uns zu Hause war die Polizei Ausdruck der bösen Obrigkeit.

Wie politisch war das Elternhaus?
Es wurde gelesen. Es wurde diskutiert am Tisch. Mein Vater war freisinnig. Es gab grosse Auseinandersetzungen. 68er Geist wehte nicht.

Sie wuchsen an der Peripherie, in Zuchwil, auf. Litten Sie darunter?

Bald zogen wir nach Olten, in diese typische Jurasüdfuss-Stadt ohne viel Einbettung und Hintergrund. Als ich dort wohnte, dachte ich: Es kann auch ein Vorteil sein, in einer alten Untertanenstadt aufzuwachsen, die nichts hat, auch keinen Stolz. Dunkel regte mich immer schon auf.

Waren Sie ein Schüler, der immer Witze machte, der «glatte Siech»?

Ich habe in der Schule natürlich oft Witze gemacht und mich mit den Lehrern angelegt. Ich habe sie nachgemacht, um sie herabzusetzen – und mich dadurch zu erhöhen. Das machten andere auch.

Man wollte die Mädchen beeindrucken.
Ich halte nichts von psychologischen Rückführungen dieser Art. Sicher war es so, dass man mit dummen Sprüchen immer punkten konnte. Selbst im Sport. Und natürlich bei den Mädchen.

Wollten Sie ernsthafter Bühnenschauspieler werden oder von Anfang an Komiker?

Das Theater ist eine der vielseitigsten künstlerischen Ausdrucksformen. Für mich gibt es keine klare Grenze zwischen ernsthafter Dramatik und Komik. Komik hat viel mit Technik zu tun, die zum Selbstzweck und zur Virtuosität führen kann, die einem auch ablöscht, etwa in der TV-Comedy-Szene. Diese Art der Witzefabrikation stösst mich eher ab.

Was ist Ur-Antrieb des Komikers? Verzweiflung? Hass? Langeweile?

Komik hat viel mit Überraschung zu tun und mit der Unmittelbarkeit. Improvisation im besten Sinn. Ich sitze aber auch gerne am Tisch und tüftle.

Gibt es einen Mechanismus der Komik?
Den besten Text darüber hat Sigmund Freud geschrieben: «Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten».

Wie definiert es der Psychologe?
Verkürzung, Verschiebung, wie beim Traum. Freud sagt, der Traum sei der Hüter des Schlafs. Der Mensch hat so schlimme Dinge in seinem Kopf, dass er nachts immer erwachen würde und gestresst wäre. Der Traum erzielt Verschiebungen, darum hält man es aus. So funktioniert auch der Witz. Er nimmt Motive auf, verändert, bricht sie, baut Spannung zum Publikum auf.

Wer sind die besten Komiker? Welcher Humor inspirierte Sie?

Im Theater bewunderte ich Schauspieler von grosser Kraft. Amerikanisches Kino ist hervorragend, US-Komiker nehmen es sehr genau.

Wer waren Ihre Helden?
Blues Brothers am Anfang, «Saturday Night Live», John Belushi, Chevy Chase, die gingen durch diese Schule. Die Marx Brothers entdeckte ich später. In der Schweiz Emil Steinberger und Ruedi Walter.

Emil war genial zu seiner Zeit.
Absolut. Die Nummern sind noch immer lustig. Er spielte sie phänomenal.

Gibt es die Schweiz noch, über die er sich lustig machte?

Natürlich setzt es Staub an. Ich hatte mal die Idee, einen Abend mit Nummern des österreichischen Komikers und Schauspielers Helmut Qualtinger zu machen, aber das funktionierte nicht mehr.

Sind Sie im Kern ein ernster Mensch?
Keine Ahnung.

Haben Sie selbstzerstörerische Züge, wie es bei vielen Komikern vorkommt?

Die pessimistische Seite habe ich. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die glauben, alles komme gut, löse sich in Harmonie auf. Ich habe nicht das totale Urvertrauen, sondern bin fest davon überzeugt, dass es Fundamentalwidersprüche gibt, die sich nicht überbrücken lassen. Das verursacht Selbstgefährdung.

Welche Fundamentalwidersprüche?
Ich habe kein Weltbild, das auf Harmonie hinausläuft. Ich weiss nicht, wie sich bestimmte Probleme lösen lassen. Es gibt bestimmte Dinge, die mich an der Schweiz fürchterlich aufregen.

Was meinen Sie?
Dass es nicht vorangeht. Der Chauvinismus. Der schadet uns am meisten.

Chauvinismus? Der Schweizer ist doch überbescheiden.

Das sehe ich anders. Ein Kleinstaat dieser Grösse muss sich über seine Grundwerte klarwerden. Die Schweiz hat das Mass verloren, die Zielsetzungen. Wir beengen uns künstlich. Nehmen Sie die Ladenöffnungszeiten. Warum muss mir eine Behörde befehlen, wann ich einkaufen dürfen soll? Ich will mitten in der Nacht in einen Tankstellenshop gehen, was nebenbei auch eine anthropologisch höchst interessante Erfahrung ist. Dann ärgert mich der brachiale Konservatismus. So, wie wir es immer gemacht haben, ist es richtig. Unsinn!

Wirklich? Wir geben doch überall nach. Franzosen und Engländer sind viel stärker auf enge nationale Interessen fixiert. Die Schweiz hat den höchsten Ausländeranteil.

Einspruch. Chauvinismus sah ich in der Diskussion um die Personenfreizügigkeit. Die Kritik an der HarmoS-Schulreform hat etwas zutiefst Chauvinistisches. Diese Prinzipienreiterei nervt mich, wir haben in der Schweiz



«Ich habe kein Weltbild, das auf Harmonie hinausläuft»: Schauspieler Müller, im Theater Neumarkt .

doch alles immer pragmatisch gelöst ohne die SVP, die sektenhafte Züge hat.

Das sind jetzt etwas einfache Feindbilder.

Ach was. Schauen Sie sich doch an, wie gut wir die Drogenprobleme in den Griff bekommen haben. Die Schweiz hat sogar gelernt, mit Drogen umzugehen.

Bedauern Sie eigentlich, nie die Schauspielerschule gemacht zu haben?

Nein. Ich sage das ohne jede Bitterkeit. Als ich zwanzig war, gab es für mich nur die Philosophie.

Warum so ein brotloses Fach?

Eben weil mich die Frage nach der Karriere damals nicht interessiert hat. Die Frage kommt später früh genug.

Was wollten Sie philosophisch ergründen?

Mich interessierte die politische Philosophie. Anfangs hatte ich Schwierigkeiten,

sein? Muss der Komiker die Gesellschaft verändern oder den Leuten die Einsicht in die Absurdität ihrer Situation vermitteln?

Ich habe sicherlich eine Haltung, die ich allerdings auch in Frage stelle. Ich finde es nicht so interessant, aus meinen Meinungen Programme zu gestalten. Das ist mir zu privat. Ich würde nie anderen Menschen meine Lebensauffassungen aufnötigen. Ich fände das geschmacklos. Das ist übrigens mein Hauptvorwurf an Politiker wie Blocher.

Aber alle Parteien wollen doch die Lebensumstände beeinflussen.

Nein. Das ist eine SVP-Spezialität.

Was halten Sie von den Grünen, die den Leuten vorschreiben wollen, mit welchen Autos sie herumfahren sollen?

Das stört mich weniger, wir haben ein Problem mit Verbrennungsmotoren. Aber ich

Mike Müller

Wir trafen uns in einem literarischen Kaffeehaus, das Gespräch dauerte zwei Stunden, und am Ende war klar: Der 45-jährige Schauspieler und Late-Night-Komiker Mike Müller aus Zuchwil bei Olten ist kein Sprücheklopfer, sondern ein ernsthafter Mensch. Er arbeitete sich vom Schülertheater über die Off-Bühnen bis in die Prime-Time des Schweizer Fernsehens hoch. An der Seite seines Berufskollegen Viktor Giacobbo liefert er, der einst Kant las und Philosophie studierte, jeden Sonntagabend Quotenerfolge am Bildschirm. Mike Müller lebt mit der Theaterdirektorin Barbara Weber in Zürich. (RK)

Zum Pauschaltarif mit dem neusten Handy telefonieren? Ga

Unlimitiert mobil telefonieren zum Pauschaltarif.

Mit Sunrise flat classic oder Sunrise flat max telefonieren Sie schon ab CHF 50.– pro Monat bzw. CHF 75.– pro Monat unlimitiert ins Sunrise Mobilnetz und ins Schweizer Festnetz. Und wenn Sie dazu Ihr jetziges Handy benutzen, können Sie nochmals bis zu CHF 25.– pro Monat sparen.

Alle Infos über unsere neuen Pauschaltarife fürs Handy finden Sie unter www.sunrise.ch, im Sunrise center oder überall dort, wo es Sunrise gibt.



Sony Ericsson C905

24 Monate **1.** CHF
Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo **CHF 648.–**

– 8,0-Megapixel-Kamera inkl. Autofokus
– Cyber-shot™-Technologie, FM-Radio
– Quadband, A-GPS, HSDPA, WLAN



Sony Ericsson G705

12 Monate **1.** CHF
Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo **CHF 398.–**

– 3,2-Megapixel-Kamera
– Media-Player, FM-Radio mit RDS
– Quadband, HSDPA, A-GPS

Anrufe in andere Schweizer Mobilnetze kosten CHF 0.35/Min. Mit Sunrise flat max sind die ersten 60 Minuten inklusive. Anrufe ins Ausland, Verbindungen bezahlen für Sunrise flat classic CHF 30.– Abgebühr (statt CHF 50.–) bzw. mit Sunrise flat max CHF 50.– Abgebühr (statt CHF 75.–) pro Monat. * Bei

weil in der philosophischen Fakultät die totale Unstrukturiertheit herrschte. Später erkannte ich die Wichtigkeit der griechischen Philosophie. Durch meine Hochschullehrer kam ich auf Kant.

Kant wird von manchen als einer der langweiligsten Autoren des Abendlandes empfunden.

Das sehe ich nicht so. Kant ist zugleich faszinierend und abstossend, eine grosse Herausforderung. Man muss sich durchbeissen. Ich habe die «Urteilkraft» dreimal durchgelesen und zusammengefasst, aber nie vollkommen verstanden.

Welche Erkenntnisse sind geblieben?

Skepsis und wieder der sokratische Grundsatz, zu wissen, dass man nichts weiss. Und: Ich fühle mich liberalen Grundsätzen verpflichtet.

Haben Sie ein politisches Sendungsbewusst-

will nicht mit Privatmeinungen belästigt werden.

Was macht ein Künstler anderes, als seine intimsten, privatesten Obsessionen öffentlich auszuleben?

Das ist etwas anderes. Da geht es um die Form des Materials, um Fiktion, nicht um Gesetze oder Verordnungen.

Wie wichtig ist das Politische für Sie?

Für die Sendung mit Viktor Giacobbo ist es unabdingbar. Aber es gibt auch andere Impulse, im Theater zum Beispiel bildungsbürgerliche. Da liest man zur Vorbereitung eines Projekts viel Shakespeare, Gottfried Keller oder Montesquieu.

Wie stehen Sie zur Tradition des politischen Kabarett?

Mein Konsum der schönsten Sorte. Ich habe mich immer als politischer Mensch empfunden. Im Theater geht es sehr oft um poli-

tische Themen.

Geht es im Theater nicht zu oft um politische Themen?

Nein. Es soll mir einer mal sagen, in welchen nichtpolitischen Zusammenhängen das klassische Theater entstanden sein soll. Ich kann die Vorwürfe, das moderne Theater dekonstruiere nur und sei vordergründig politisch, nicht mehr hören. Sie stimmen nicht. Der Ruf nach Werktreue geht mir auf die Nerven. Theater stand immer in Zeitzusammenhängen. Vielleicht ist Theater nicht geeignet, um tagesaktuelle Zeitphänomene zu behandeln. Da ist das Kabarett überlegen.

Finden Sie das aktuelle deutsche Theater nicht oft unglaublich langweilig und selbstgefällig?

Das deutsche Theater ist sicher vielfältiger als das angelsächsische Theater.

Sie halten nichts von den werktreuen Auf-

führungen, die es im Londoner Westend zu sehen gibt?

Es muss einen nicht alles interessieren. Das Theater darf auch ein Museum sein, warum nicht? Den Ausschliesslichkeitsanspruch angeblicher Werktreue finde ich kunstfeindlich. Das vielkritisierte deutsche Regietheater ist aber nur eine Facette, da gibt es Grossartiges und auch Schwaches. Und was heisst Werktreue überhaupt? Man spielt etwas, das aussieht nach den sechziger Jahren, aber im 17. Jahrhundert geschrieben wurde. Diese Logik habe ich nie verstanden. Mir ist es lieber, ein Regisseur setzt seine Handschrift durch.

Wer sitzt eigentlich als Mike Müller auf der Bühne der Late-Night-Show mit Viktor Giacobbo?

Das ist eine Privatperson unter Druck, kei-

Absurd. Aber ich kann dieses Argument ja nicht in jeder Sendung bringen.

Könnten Sie sich mit Fernsehdirektorin Ingrid Deltenre anlegen?

Wir haben ihr von Anfang an gesagt, dass es vorkommen könnte. Sie nahm es amerikanisch, sportlich.

Würden Sie sich auch über Ihr Zielpublikum lustig machen?

Man muss es wagen. Ganz klar. Der Komiker muss überraschen, Haken schlagen. Wir teilen gegen links und rechts aus. Natürlich springen Viktor und ich nicht immer über unseren eigenen politischen Schatten. Ich bin wohl etwas regulierungsfreudiger als er. Er ist liberaler als ich.

Was ist Ihre erste Erinnerung an Viktor Giacobbo?

Wir haben uns an einem Dreh kennenge-

zurückstecken können, und das machen wir ständig. Sobald wir auf der Bühne stehen, geht der Wettbewerb los.

Könnte es Giacobbo ertragen, wenn Sie ihn in der Sendung überflügeln, kritisieren, beleidigen?

Klar, er ist ein Strizzi, kann austeilen und einstecken.

Was ist die grösste Stärke Giacobbos?

Er kann sich hervorragend aufs Wesentliche konzentrieren. Er ist schnell, schlagfertig; er kann Talks führen und geht lockerer als ich mit unseren Gästen um.

Was können Sie besser als Giacobbo?

Ich weiche dieser Frage aus, weil ich mich nicht gerne beschreibe. (*Lacht*) Ich mache es allenfalls und ausschliesslich dann, wenn ich mich bei einer Frau bewerbe.

Gibt es die Angst vor einem Versiegen der

Ganz einfach.



Samsung i900 Omnia

24 Monate
1.- CHF
Sunrise flat max

exkl. SIM-Karte CHF 40.-,
ohne Abo **CHF 748.-**

- 5,0-Megapixel-Kamera
- Full-Touchscreen
- Quadband, A-GPS, HSDPA, WLAN, Windows Mobile OS 6.1



Samsung M8800

24 Monate
49.- CHF
Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.-,
ohne Abo **CHF 648.-**

- 8,0-Megapixel-Kamera mit optischem Zoom
- Full-Touchscreen
- Quadband, HSDPA, A-GPS

SMS schreiben, bis die Daumen wund sind?

Bestellen Sie das Sunrise flat Abo Ihrer Wahl bis zum 31. März 2009 unter www.sunrise.ch/shop und wir schenken Ihnen die ersten 1000 SMS.*

Online-Vorteil
1000 SMS

Verbindungen, die Sie im Ausland herstellen sowie Anrufe auf Spezialnummern (z.B. 084x, 090x, 18xx), Mehrwertdienste, SMS und MMS werden zusätzlich verrechnet. Neukunden, die beim Abschluss eines Abos kein vergünstigtes Handy wollen, zahlen. * Bei Abschluss eines neuen flat Abos für 24 Monate.

Sunrise

ne Kunstfigur. Das bin ich. Die Situation allerdings ist sehr künstlich.

Welches sind die lächerlichsten Figuren der Schweiz, mit denen man sich unbedingt auseinandersetzen müsste?

Ich warte auf eine Bilanz des politischen Schaffens von Christoph Blocher. Was hat uns dieser Mann gekostet? Die Bilanz ist eine Katastrophe, EWR, dann die Bank mit Ebner. Blocher kostete die Schweiz ein Vermögen. Persönlich habe ich nichts gegen ihn, finde ihn sogar lustig.

Ist das Blocher-Bashing nicht langsam abgegrast? Wann kommen zum Beispiel Doris Leuthard oder Eveline Widmer-Schlumpf dran, zwei Heldinnen der Blocher-Gegner?

Die hatten wir doch längst.

Man hätte es nicht gemerkt.

Widmer-Schlumpf steht rechts von Blocher und wird von den Linken bejubelt.

lernt. Er war sehr freundlich. Ich hatte noch kaum Fernseherfahrung.

Wie muss man sich die Zusammenarbeit zwischen Ihnen und Giacobbo vorstellen? Harmonie? Krieg der Egos?

Ich bin wohl etwas phlegmatischer. Einen Krieg der Egos können wir uns bei einer wöchentlichen Sendung nicht leisten, aber ohne Konflikte geht es nicht.

Wer ist der Chef?

Wir sind gleichberechtigt. Wir respektieren uns. Wenn einer etwas draussen haben möchte im Programm, dann ist das in Ordnung. Wir blockieren uns nicht.

Es gibt kein Gefälle?

Natürlich gibt es ein Gefälle. Viktor hat einen Erfahrungsvorsprung. Das Fernsehformat liegt ihm besonders.

Sie akzeptieren ihn als Vorgesetzten?

Ist er nicht, muss ich nicht. Beide müssen

Kreativität?

Ich habe die Angst nicht, aber vermutlich nur aus reiner Naivität.

Sie sind ein sehr zuversichtlicher Mensch.

Das täuscht. Ich mache mir einfach nicht nur Sorgen. Aber wer weiss, was kommt. Dass ich je ein verbitterter Komiker werde, halte ich für unwahrscheinlich.

Wo stehen Sie in fünf Jahren?

Keine Ahnung. Wenn ich in fünf Jahren gut drauf bin, wird mir etwas einfallen.

Sehen Sie sich als Marke?

Nicht unbedingt. Ich möchte einfach mit interessanten Leuten zusammenspielen, immer wieder in anderen Konstellationen, als Gast, als Satellit. Das ist mein Weg.

«Giacobbo/Müller», SF 1, 22.15 Uhr

Königin des Lichts

Von Daniele Muscionico

Es werde Licht, sagte der Scheinwerfer – und es ward Nicole Kidman. Die Kidman ist Hollywoods attraktivster Beleuchtungskörper seit Erfindung der Glühbirne. Jedes Licht stellt sie noch in den Schatten, kein Glanz ist glänzender als der ihre; denn nichts an ihr ist echt oder auch nur zufällig. Die Kidman ist, was diese Fotografie der Kidman ist: eine über-teuert komponierte, choreografierte und inszenierte Blendung.

Das Bild hat die amerikanische Fotografin Annie Leibovitz 2003 gemacht. Die Domp-teuse des amerikanischen Hochglanz-Adels und der vollendeten Künstlichkeit. Nun ist Leibovitz' Lebenswerk in Berlin zu sehen und sorgt für Aufruhr. Denn die Ausstellung «A Photographer's Life» zeigt nicht nur Star-Aufnahmen wie die aus den vergangenen dreissig Jahren, sondern auch das Sterben von Leibovitz' Vater, sie selbst als Schwangere und, an erster Stelle: den Tod ihrer Geliebten und Lebenspartnerin, der Schriftstellerin Susan Sontag. Eine Ausstellung, makellos in ihrer Mischung aus Provokation und Demut, perfekt.

Perfekt wie das Bild von Nicole Kidman. Doch eines muss man dieser Inszenierung doch vorwerfen: Der Star kann sich vor der Star-Robe nicht retten. Oben lässt sie ihm zwar noch Luft, Hals und Décolleté liegen im Freien und genauso die beiden Schultern. Doch weiter unten wird sie anzüglich: Hauteng umfasst sie die schlanke Silhouette und lässt zum schlechten Schluss die Trägerin am Ort festwachsen mit einem ewig langen, unpraktischen Saum. Stehen oder gehen, das ist hier keine Frage. Und der Saum als Schaum, dem Venus entsteigt. Ohne Hoffnung, je einen Fuss aufs Trockene zu setzen.

Leibovitz und ihre Lichtbilder sind längst Ikonen unseres Unterbewusstseins: Yoko Ono und John Lennon, nackt auf dem Boden liegend und sich küssend, fünf Stunden bevor er erschossen wurde; der Rücken von Bruce Springsteen auf dem Cover des Albums «Born in the USA»; Whoopi Goldberg in einer Badewanne voll Milch ... Mit ihrer Fotografie hat Leibovitz nicht nur Kulturgeschichte festgehalten, sondern auch selbst geschrieben.

Mit der jüngsten Schlagzeile hat sie das, ohne Frage: Die bestbezahlte Fotografin der Welt ist ein Opfer der Finanzkrise, sie hat Schulden und liess ihr Werk für 15 Millionen Dollar verpfänden. Der Clou: Leibovitz veräusserte auch die Rechte auf ihre Bilder – und die Rechte auf ihre zukünftigen Arbeiten dazu. Die Königin des Lichts ist ein weiteres Mal schamloser als wir alle.



Schaumgeborene Venus: Schauspielerin Kidman, fotografiert von Annie Leibovitz.



Frau zeigt Arm

First Lady Michelle Obama entblösst gerne ihre wohlgeformten Bizeps. Und ganz Amerika gerät in helle Aufregung.



«The First Arms»: Präsidentengattin Obama.

Michelle Obama — «Darf sich Deutschland damit brüsten?», witzelte die Presse im vergangenen April, als Angela Merkel beim Opernbesuch in Oslo unerwartet tiefen Einblick in ihr Décolleté gewährte. Jawohl, sagte in Umfragen eine Mehrheit der Deutschen und zeigte sich von dem kühnen Ausschnitt der Kanzlerin begeistert. Knapp ein Jahr später debattieren die Amerikaner hitzig darüber, ob es einer First Lady angemessen ist, sich den Kameras nacktarmig zu präsentieren, und das auch noch mitten im Winter. Wie unbeeindruckt Michelle Obama auf die ersten Kritiken reagierte, die laut wurden, als sie ärmellos für das *Vogue*-Titelbild posierte, wissen wir be-

reits: Sie zeigte ihre perfekten, durchtrainierten Arme auch bei der Antrittsrede des Präsidenten vor dem Kongress und auf dem jüngsten offiziellen Foto aus dem Weissen Haus, das veröffentlicht wurde. «The First Arms», wie sie in den USA bereits heissen, werden also auch in Zukunft Trumpf-Accessoire bleiben. Die Frage bleibt, was an entblössten Armen plötzlich unpassend sein soll. Jacqueline Kennedy trug als First Lady vorwiegend ärmellose Etui-Kleider und wurde millionenfach kopiert, ebenso Nancy Reagan, die ihre feuerroten Kostüme problemlos ohne Jacke trug. Ist der Geschmack schlechter oder die Gesinnung fundamentalistischer geworden? (bs)

Til Schweiger — Er ist Deutschlands einträglichster Kinostar. Aber ist das ein zwingender Grund, im Fernsehen mit Dieter Bohlen zu konkurrieren? Hofft der von Ehefrau Dana getrennt lebende Schauspieler, der Monogamie als totalen Blödsinn und sich selber als schüchtern bezeichnet, auf erleichterten Frauenkontakt am Arbeitsplatz? Tatsache ist, dass der 45-Jährige die neue Casting-Show «Mission Hollywood» moderiert, die im Sommer von RTL ausgestrahlt wird. Dort begleitet er zwölf Schauspielschülerinnen in Berlin und Los Angeles bei verschiedenen Tests wie Klassiker vorspielen, Kusszenen, Action-Einsätzen und Tanzeinlagen. Wir wünschen den Mächtigen-Angelinas mehr Glück als ihrem Casting-Moderator. Der hat zwar in Hollywood gelebt und auch die eine oder andere Nebenrolle bekommen. Leider erinnert sich kein Mensch mehr daran, in welchen Filmen das war. (bs)

Daniel Westling — Seit sieben Jahren sind sie ein Paar, Prinzessin Victoria von Schweden und ihr bürgerlicher Freund Daniel Westling. Jetzt wird geheiratet. König Carl Gustaf hat seiner Tochter die Heirat erlaubt, den Ministerpräsidenten informiert, dieser wiederum die Regierung, und Letztere hat dann eben-



Zweckoptimiert: Bräutigam Westling.

falls ihr Jawort gegeben. Ein ziemliches Prozedere, aber so ist das eben bei Königen. Westling hat schon früh erfahren müssen, dass bei einer blaublütigen Familie andere Regeln herrschen, auch wenn sie jetzt verlauten liess, man nehme ihn mit offenen Armen auf. Als Fitness-trainer, so wurde zu Hofe anfangs genaserrümpft, habe er einfach nicht das richtige Format für die «begehrteste Frau der Welt» (*Bunte*). Und so arbeitete der Mann aus Ockelbo

an sich und an seiner Karriere, aus dem Fitnessstrainer wurde ein Geschäftsmann mit eigenen Fitnesszentren, die sportlich-legere Kluft wurde immer häufiger durch Designeranzüge und seriös wirkende Brillen ersetzt. An offizielle Anlässe durfte er Victoria trotz aller Optimierungsmassnahmen nie begleiten. Noch vor einem Jahr musste er für die Geburtstagsfeier seiner Braut den Palast durch den Hintereingang betreten. (bwe)

Chelsea Handler — Der Sender E!, auf dem ihre Show «Chelsea Lately» läuft, kommt mit dem Aufschalten von Pieptönen kaum nach. Die 33-Jährige hat eine Vorliebe für die Fäkal-sprache und zieht frisch von der Leber weg



Charmante Piepsstimme: Talkerin Handler.

und sehr unverblümt über die Prominenz her, zur Not buchstabiert sie auch mal das Wort «dick» in die Kamera, falls es die Zuschauer akustisch nicht verstanden haben sollten. Die Sendung ist im Grunde eine gewöhnliche Talkshow, aber Handler macht sie zum Ereignis, so sehr, dass die Einschaltquoten im Vergleich zum Vorjahr um dreissig Prozent gestiegen sind – und das in der werberelevanten Zielgruppe, bei den jungen Frauen. Was den Charme von Handler ausmacht, ist nicht nur ihre herrliche politische Unkorrektheit, sondern auch die Kombination von Sprache und Aussehen: Sie verteilt ihre Bösartigkeiten mit einem säuerlichen Lächeln und in Killer-High-Heels, knallengen Jeans und tief dekolliert, sie ist ein fluchendes Pin-up-Girl. «Ihr Ton», schrieb der *Los Angeles Examiner*, «würde selbst einen Drill-Sergeant der Marineinfanterie schamrot anlaufen lassen.» Wenn das der neue Feminismus ist, gefällt er uns ausserordentlich. (bwe)



Meine Bücher

Unser Kolumnist greift hier nichts und niemanden an, für einmal. Dafür ist kein Platz – es gibt Wichtigeres (wenigstens für ihn). Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche blieb ich in Zürich; vorvergangenes Wochenende war ich in München, MvH-Leser erinnern sich sicher. Am 20. Februar erschien in Deutschland mein neues Buch «Wie man berühmte Menschen trifft» (Auswahl meiner 53 besten Gespräche mit Berühmtheiten und ein paar sogenannten Prominenten), in der Schweiz kommt es bald in die Bücherläden; bei Amazon ist es bereits zu haben und bei dem Autor ebenfalls (mit Widmung). Ich ging zu Hugendubel, einem der grössten Buchhändler Deutschlands, in der Theatinerstrasse. Als mein erstes Buch erschienen war vor drei Jahren, gab es bei Orell Füssli in Zürich ein ganzes Gestell davon im Eingang (neben einem Gestell mit dem neuen Rushdie und dem neuen Irving – ein recht guter Augenblick im Leben eines Schreibebers).

Bei Hugendubel in München konnte ich mein Buch nicht finden. Ich ging zu der Information und sagte der Angestellten: «Ich suche eine Neuerscheinung, «Wie man berühmte Menschen trifft.» Sie gab drei Worte ein in den elektronischen Katalog und sagte: «Gibt es nicht.» Ich sagte: «Doch, nur haben Sie «Wie man berühmte» eingegeben.» Sie wiederholte die Suche, dieses Mal mit «berühmt» – das brachte 300 oder so Fundstellen –, und sagte: «Ich kann kein solches Buch finden.» Ich hatte nach dem Titel suchen lassen, weil der Name des Autors schwierig zu schreiben sei, meinte ich. (Ich muss Paulo Coelho das nächste Mal, wenn ich ihn sehe auf einer Veranstaltung, fragen, wie er Deutschland geknackt hat.)

Mir fiel ein, dass mein Verlag, Rogner & Bernhard, Berlin, mit Zweitausendeins, einem Vertrieb, zusammenarbeitet. Und der eigene Laden hat. Ich fuhr an die Türkenstrasse in Schwabing, wo sich das Geschäft befindet, und sagte: «Ich suche eine Neuerscheinung mit Titel «Wie man berühmte Menschen trifft.» – «Von Huisseling?», erwiderte die Verkäuferin. (Ich sagte nicht «van Huisseling» oder «also das Neue von van Huisseling».) Es stand mit dem Umschlag, auf dem ein Foto von Helmut Newton ist, übrigens, nach vorne in einem Gestell, zwischen etwas von T. C. Boyle und etwas von Kingsley Amis (Verlagskollegen halt).

Ein Kunde (mit Rucksack) hielt das Ansichtsexemplar (224 Seiten, 53 Farbfotos, 22.90 Euro) in Händen. Er las und blätterte. Und las und blätterte. Ab und zu lachte er. Plötzlich stellte er das Buch zurück – und ging. (Es könnte länger dauern als geplant, mit Büchern in Deutschland reich und berühmt zu werden.) Ich kaufte die «Klaus Kinski und Werner Herzog Exklusiv Edition» (sechs DVDs), ich meine, wenigstens wir Autoren müssen zusammenhalten. (Ein Exemplar von «Wie man berühmte Menschen...» habe ich auch noch gekauft.)

Am vergangenen Samstag schliesslich fand im «Rive Gauche» in Zürich die Veranstaltung «Dinner & Dance» statt. Gastgeber waren **Thomas «Tutti» Wolfensberger**, Chef der Firma Five, die das «Rive Gauche» und andere Restaurants betreibt, sowie sein Geschäftsführer **Wolf Wagschal**. Ich hatte einen guten Platz (wieder VIP-Treatment für MvH, *well done*), zwischen **Andrea Kracht**, einem Mitbesitzer des Hotels «Baur au Lac», in dem sich das «Rive Gauche» befindet, und seiner Frau **Gigi**. Am besten gefallen hat mir an dem Anlass – dass es keinen Anlass gab. Einfach so, «Edition IX» stand auf der Einladung. Das reicht, finde ich. (Und empfehle «Edition X», die es in vielleicht drei Monaten geben wird.)

Während des Dinners und auch sonst zurzeit, um einmal ausnahmsweise mich zum Gegenstand dieser Spalte zu machen, fragen viele, weshalb ich diese Homestory (inklusive Fotos von «the redhead», meiner Freundin) in der *Schweizer Illustrierten* gemacht habe, das sei doch nicht mein Stil et cetera. (Frage zurück: «Wirklich nicht?») Antwort: «Because I can.» Und, ferner, weil man versprach, mein Buch käme gross vor darin. (Der Abschnitt ging dann «verloren» in der *busy* Zeit vor dem Redaktionsschluss, sagte man mir später.)

Man könnte jetzt sagen, es sei ein wenig aufdringlich von mir, an dieser Stelle so viel über mein neues Buch zu schreiben. (Man hätte einen Punkt, einverstanden.) Bloss, wenn ich ein Familienwappen hätte, gäbe es darauf eine Feder zum Schreiben, ein Schwert zum..., Sie wissen schon, und den Satz «Haud muto factum», durch Schweigen geschieht nichts.

«Ich will so gut werden wie Horst Petermann»

Stefan Schüller, Patron des Restaurants «Oscar» in Zürich, über das Kochen mit Hopfensaft, Bier mit Pfirsichgeschmack und weshalb ältere Damen von gewissen Biersorten hingerissen sind.



«Die Bierkocherei lässt sich noch länger zurückverfolgen als die Gänsestopfleber»: Koch Schüller.

Herr Schüller, wie sind Sie auf das Bier-Kochbuch gekommen?

Bruno Hofweber, der CEO und Besitzer der Brauerei Rugenbräu in Interlaken, der nicht nur den besten Bierbrand der Schweiz braut, sondern auch einen Highland Single Malt produziert und den Eis-Whisky, der im Jungfrauoch drei Jahre lang eingefroren wird, hat mich kontaktiert. Er unterstützte mich wesentlich. Ausserdem habe ich mit Reto Rudolf, dem Initiator von www.biergenuss.ch, diverse Events im «Oscar» durchgeführt, lange bevor feststand, dass die rund sechzig coolsten Brauereien der Schweiz in meinem Kochbuch erscheinen würden.

Welche exotischen Biere sind besonders bemerkenswert?

In Zürich gibt es ja einige Spezialläden. Von denen habe ich mir vom Kirschbier bis zum Pfirsichbier so belgische Fruchtbiere

geholt und habe im Restaurant jeden Gang speziell darauf abgestimmt. Da sind selbst die älteren Ladys mal durchgestartet. Diese Biersorten sind wie Champagner, einige Damen haben sich gleich zwei, drei Fläschchen genehmigt.

Und die schmecken auch in den Gerichten gut?

Ich bin ein klassischer Koch, der mit einem ganz geringen Aufwand ganz viel «wow!» machen kann. Mit Pfirsichbier kannst du im Dessertbereich Sachen anstellen, da gehst du rückwärts durch die Tür. Ich könnte ein Buch herausbringen nur mit Pfirsichbier.

Wo findet man dieses Pfirsichbier?

In jedem Coop im Dreierpack: 0,33-Liter-Flaschen – mit Platin-Etikett, auf dem eine Sirene auf einem Sofa posiert, so Zwanziger-Jahre-Kitsch. Einfach drei solche Flaschen über Nacht einfrieren, dann bildet sich am Boden ein Granité. Wenn man die Flasche

umdreht und mit einem Nussknacker draufhaut, erhält man etwas Ähnliches wie mit Sirup überzogenes *crushed ice*. Das ist genial einfach.

Was ist als Einsteigerrezept zu empfehlen?

Brot. Wir hatten mal im Restaurant noch Mehl im Topf und ein Stück Hefe, und die Läden hatten schon zu. In eine grosse Suppenschüssel 4 Kilo Mehl, 42 Gramm Hefe, 3 Liter Bier, eine Riesenhand Fleur de Sel, mindestens eine Handvoll Zucker, einen ordentlichen Schuss Olivenöl, pfeffern und kneten und zudecken. Nach einer halben Stunde hebt sich der Deckel. Das ist das Fetteste. Mein Buch beginnt mit dem Backen kleinerer Brötchen: Bier-Ciabatta.

Seit wann wird mit Bier gekocht?

Die Bierkocherei lässt sich noch länger zurückverfolgen als die Gänsestopfleber; die kam bereits 2500 Jahre vor Christus bei den alten Ägyptern vor. Und mit Bier kochte man in Marokko schon 3000 Jahre vor Christus, das ist eine urklassische Sache.

War das Kochen immer Ihre Leidenschaft?

Ich koche beruflich seit 19 Jahren, ich bin 38, und mein grösstes Hobby neben Feldhockey war immer das Kochen. Ich bin 6 Jahre im Hockeytor gestanden, bis zum Abitur, aber länger noch am Herd.

Haben Sie Vorbilder?

Ich will so gut werden wie Horst Petermann, Philippe Rochat oder Andreas Caminada. Ich hätte Mediziner werden sollen, doch vom Kochen hat mich nie etwas abgebracht. Ich mache heute Nischenprodukte, nicht den High-Level-Mainstream, ich bin nicht Tim Mälzer, Jamie Oliver irgendwas – deren Saläre und Besitztümer hätte ich allerdings gerne.

Würden Sie nein sagen zum Fernsehen?

Ich habe schon viermal nein gesagt.

Was halten Sie eigentlich von der Molekularküche?

Das ist total aufregend, wie «Wir fliegen zum Mond». Zwei- und Drei-Sterne-Michelin-Köche zahlen schliesslich bereitwillig 5000 Euro, damit sie im «El Bulli» nördlich von Barcelona ein bisschen im Stickstoff rummachen dürfen.

Die Fragen stellte **Jürg Zbinden**.

Das «Schweizer Bier-Kochbuch» von Stefan Schüller (Fotos: Marco Pellanda) ist im AT-Verlag erschienen.

Mutters kleine Helfer

Von Jürg Zbinden

Zugegeben: «Mother's Little Helper» in der Küche zu suchen, mutet ein bisschen unerwartet an. Ist es doch die pharmazeutische Branche, die enervierte Mütter ruhigzustellen verspricht. Das Original ist eine Komposition aus der Feder von Mick Jagger und Keith Richards von 1965. Die Rocksängerin Liz Phair lieferte für die US-Soap «Desperate Housewives» eine Cover-Version nach, die sich gewaschen hat. Was könnte die moderne Hausfrau verzweifeln lassen? Dass das einzige Sixpack im Haus im Kühlschrank steht? Dass «Der Alte» im TV mehr Spannung verheisst als der angegraute Angetraute? Folgende Küchenhilfen haben in mehr als einer Hinsicht das Zeug zu «Mother's Little Helper»:

1 — «Size matters»: nicht nur im Schlafzimmer, sondern auch in der Küche. Die Gewürzmühle PS Spraka von Ikea sieht aus wie der XXL-Turm eines Avantgarde-Schachspiels. Sie misst 39 cm und ist mit Fr. 29.95 derart preiswert, dass man sie ruhigen Gewissens bloss mit den besten Gewürzqualitäten auffüllen sollte.

2 — Vor scharfen Messern fürchtet sich alles Fleisch. Falls der Ehemann sich nachdrücklich weigert, im Haushalt mitzuhelfen, sparen Sie den Auftragskiller. Die sechs Steakmesser der Silbermanufaktur Christofle gleiten aber ebenso gewissenlos durch Rindsschulter, Lammkeule oder Hähnchenbrust. Im Block: Fr. 1161.–. Christofle ist erhältlich bei Meister Silber am Paradeplatz, Zürich.

3 — Mit der Zitronenpresse Limo von Silit braucht niemand zu versauern. Gegen die regelmässige Reinigung in der Spülmaschine hat die robuste Schönheit überhaupt nichts einzuwenden. Fr. 49.90. info@wmf.ch

4 — Es soll auch mordlustige Pfannen geben. Vor allem die Wucht der gusseisernen ist kaum zu unterschätzen. Diese ist ein Mix aus der superharten Materiallegende Silargan und der Versiegelung CeraProtect – da bleibt kein Beweisstückchen haften! Die Silit Profi DeLuxe kostet Fr. 159.– (Ø 20 cm), Fr. 179.– (Ø 24 cm) oder Fr. 199.– (28 cm). info@wmf.ch

5 — Giannina, Jahrgang 1968, bereitet vorzüglichen Espresso. Erhältlich ist sie in diversen Grössen von Fr. 160.– bis Fr. 380.–. Die heisse Italienerin aus kühlem Edelstahl kann unter Tel. 056 424 13 33 bestellt werden oder via info@kummler.ch.



1



2



3



4



5



Auto

Feingeistiges Statement

Einen Saab zu fahren, ist ein Lebensgefühl. Eine Liebeserklärung an eine Marke, die es vielleicht bald nicht mehr gibt. *Von Ulf Poschardt*

Intellektuelle wären gerne unangepasst. Deshalb verwechseln sie ihren Lebensstil oft mit Opposition, wo er nur eine andere Form der Anpassung bedeutet. Hübsch zu beobachten war dies, als die Autokrise drohte eine Ikone des intellektuellen Selbstverständnisses wegzuwischen: Saab. War der Volvo letztlich immer auch eine Art Bekenntnis zum skandinavischen Sozialstaat (alter Prägung) und zur vermeintlichen Liberalität der Nordeuropäer, galt der Saab als feingeistiges Statement. Es war das Auto der Architekten. Feuilletonisten aus allen Ecken des Kontinents kondolierten

ebenso voreilig wie hingebungsvoll. Schon vor Jahren musste ich Mark van Huisseling enttäuschen, als ich ihm erzählte, dass sein Saab vor allem ein aufgemotzter Opel Vectra sei. Es war ihm, wie allen anderen bekennenden Saab-Fahrern, nach einem ersten Schreck egal. Was zählte, war die Hülle. Und eben jene Oberfläche folgte besonders beim Cabrio und beim Kombi schwedischen Design-Richtlinien. Lisa Feldmann, die *Annabelle*-Chefin, fährt immer noch einen mittelalten Saab, weil es zu ihren Missoni-Kleidern und Hermès-Taschen eben kaum ein lässigeres Auto geben kann.

Die elegantesten Saab waren stets Nutzfahrzeug und Versprechen auf Differenz zugleich. Insbesondere der Saab 900 Turbo mit seiner sportlichen Gummilippe verabschiedete das Sesselmuffige alter Saab-Freunde zugunsten einer erstmals wirklich erotischen Athletik. So viel Angeberei durfte sein, auch bei denjenigen, die Walter Benjamin und Max Horkheimer nicht für Bergführer hielten. In Schwarz lackiert, mit schwarzen Ledersitzen muss der 900er heute als Klassiker gelten – und hätte ich eine grosse Garage und auch nur das winzigste

Sammler-Gen in mir, ich würde mir sofort ein guterhaltenes Exemplar zulegen und einschweissen lassen.

Letztes Jahr schrieb mir der Geschäftsführer von Saab Deutschland und bot in einem Werbeanschreiben ein dreimonatiges Abo der Kunstmarkt-Seite artprice.com an. Was ich da tun müsste? Mich lediglich für eine Testfahrt mit einem Saab entschliessen. Mit dem 9-3 Sport Combi zum Beispiel, den ich ja schon in allen denkbaren Variationen getestet hatte.

Obwohl ich nie ein Klischee-Intellektueller sein wollte, würde mir Saab fehlen, wenn es ihn nicht mehr gäbe. Auch, weil ich mir für die typische Saab-Fahrerin oder den -Fahrer kaum ein adäquates anderes Modell vorstellen könnte. Leider waren insbesondere die letzten Stufenheckmodelle und die Rücken der Cabrios nicht mehr so elegant wie die Schweden der siebziger und achtziger Jahre. Aber die Krise wäre auch eine Chance, diese Abzweigung zu korrigieren und den eigenen Weg – etwas abgerückt von der amerikanischen Mutter GM – fortzusetzen. Es rentiert sich: und jetzt günstig einen Sport Combi 2,8 V6 Turbo in Schwarzmetall kaufen.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Saab Sport Combi 9-3 2,8 V6 Turbo

Hubraum: 2792 ccm; Leistung: 250 PS
Höchstgeschwindigkeit: 245 km/h
Preis: 63 400 Franken



Jemand zum Reden

Ein Navigationssystem, das aufs Wort gehorcht, und ein Auto, das seinen Fahrer wirklich versteht. *Von David Schnapp*

Ich buchstabiere: Z-U-R-I-C-H. Eine Sekunde vergeht, und das Navigationssystem füllt unter «Ort» Zürich ein, eine nette Frauenstimme führt uns durch die Funktionen. Nun buchstabieren wir Strasse und Hausnummer, und schon beginnt die Routenführung. «Linguatronic» heisst die Spracherkennung von Mercedes, und sie funktioniert erstaunlich präzise. Bisher waren bei solchen Einrichtungen Missverständnisse programmiert. Eine Woche lang haben wir uns im Rahmen unserer Serie über Unterhaltungselektronik in Autos mit dem GLK unterhalten. Ergebnis: Der kompakte, kantige neue SUV versteht einen besser als mancher Mensch, mit dem man es im Alltag zu tun bekommt.

Sitzt man alleine im Auto, gibt es auch keinen Grund, sich vor Peinlichkeiten zu fürchten. Je nach Beifahrer schon. Die Partnerin findet es beispielsweise läppisch, dem Auto in lauten, klaren Worten etwas vorzusagen, also macht man die Eingabe besser über den Comand-Controller, der in der Mitte vor dem Schalthebel sitzt. Das Wählrad funktioniert dreidimensional, es lässt sich drehen, aber auch nach links, rechts, oben und unten kippen, so dass man schnell und bequem durch die Funktionen surfen kann.

Die Gestaltung der grafischen Benutzeroberfläche wirkt frisch und weiblich. Die Anzeige der Radiofunktion im zentralen Display

erinnert an alte Mittelwellenempfänger, das sieht ziemlich cool aus. Obwohl es uns viel Freude gemacht hat, mit unserem Testwagen zu sprechen, muss man ja auch zuhören können. Dank dem als Sonderausstattung erhältlichen Surround-Soundsystem von Harman Kardon mit zwölf Lautsprechern und 510 Watt Leistung ist der Wagen ein eindrucksvoller Getto-Blaster auf Rädern.

Zur Klangqualität kommen die vielfältigen Quellen hinzu, die das Comand-APS-Multimedia-System bietet. Sechs DVDs oder CDs nimmt der Wechsler auf, im Handschuhfach sitzt ein Universalanschluss, an den mit verschiedenen Kabeln Festplatten, USB-Sticks, MP3-Player oder iPods angeschlossen werden können. Sogar ein Steckplatz für PCMCIA-Karten ist vorhanden. Wem das noch nicht genug ist, der hat auf einer eingebauten Festplatte sechs Gigabyte Platz für seine Lieblingslieder. Mehr geht eigentlich nicht.

Fazit: Obwohl der Mercedes GLK seinen ersten Auftritt in der Serie «Sex and the City» hatte und deshalb als Frauen-SUV gilt, ist er mit allem ausgestattet, was es braucht, um ein ernstzunehmendes Männerspielzeug zu sein.

Mercedes GLK 320 CDI 4Matic. Spracherkennung Linguatronic, Comand APS mit DVD-Wechsler, Harddisk 6 GB, PCMCIA-Anschluss, Media Interface. Surround-Soundsystem Harman Kardon Logic7. Preis Testfahrzeug Fr. 95 991.–. www.mercedes-benz.ch



Frisch und weiblich: Mercedes GLK 320 CDI 4Matic.

Monsieur mit Macken

Von Peter Rüedi



Wie ein Wein schmeckt, liegt an zweierlei. Am Wein, und an dem, der ihn trinkt. Und so frage ich mich, nachdem ich aus aktuellem Anlass eine schon fast vergessene Kiste aufgestemmt habe: Müfft der Château Latour 1993, oder müffelt René Gabriel? Der witzigste aller Bordeaux-Juroren hat was gegen die Latours aus den Jahren 1991 bis 1994. Da mal wieder das Gerücht die Runde macht, die Pauillac-Ikone mit dem Turm wechsele die Hand, erinnere ich mich einer Flasche, die eben im Jahr abgefüllt wurde, in welchem François Pinault den noblen Premier Grand Cru an der Gironde erworben hatte.

Pinault, zu dessen Holding Artemis neben Latour auch Nobilitäten wie Gucci, Yves Saint Laurent oder das Auktionshaus Christie's gehören, lasse Angebote für Latour prüfen, interessiert sei u. a. Bernard Magrez (u. a. Pape Clément) im Namen von Investoren, zu denen auch der vielseitig talentierte Monsieur Depardieu gehöre. – Doch zurück zu Gabriel. Den 93er Latour feierte er als Fassprobe, stufte ihn in der Fruchtphase auf 17 Punkte und dann weiter zurück, konstatierte in der Folge eine Zunahme von Kellertönen, «nasse Totentrompeten und morsche Balken». Zapfen oder nicht Zapfen, das ist hier die Frage. Chemische Holzbehandlung im Keller? Weshalb ging just zu jener Zeit der Regisseur Christian Le Sommer (er macht heute u. a. Weine bei Le Pupille in Morellino di Scansano)? Jedenfalls drohe «das Risiko, dass es sich um einen fehlerhaften, kontaminierten Wein handelt». Also ab in den Glühwein? Ach was. Auch ein Latour mit Macken ist noch ein Monsieur, vielleicht mit ein paar Flecken am Frack. Nach ein paar Stunden Luft war er, jedenfalls für meine schlichte Nase, aus der Dumpfbacke raus. Allerdings auch nicht ganz drin in der Balance von Terroir und Frucht, die Latours in tollen Jahren so unvergesslich macht. Will sagen: Die gut 300 Franken (günstigstes Angebot zurzeit) nähme ich dafür nicht in die Hand. Und beschaffte mir für einen Hunderter weniger lieber den kleinen Bruder, den sensationellen Les Forts de Latour von 2003.

Les Forts de Latour 2003. Gerstl, Dietikon. Fr. 205.– (www.gerstl.ch/info@gerstl.ch)

Belletristik

- 1 (1) Daniel Glattauer:
Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 2 (2) Daniel Kehlmann: Ruhm (*Rowohlt*)
- 3 (-) Charlotte Roche: Feuchtgebiete (*DuMont*)
- 4 (4) Simon Beckett:
Leichenblässe (*Wunderlich*)
- 5 (3) Philip Roth: Empörung (*Hanser*)
- 6 (7) Susanna Schwager: Das volle Leben –
Frauen über 80 erzählen (*Wörterseh*)
- 7 (6) Carlos Ruiz Zafón:
Das Spiel des Engels (*S. Fischer*)
- 8 (5) T. C. Boyle: Die Frauen (*Hanser*)
- 9 (-) Klaus Merz: Der Argentinier (*Haymon*)
- 10 (9) Paulo Coelho: Brida (*Diogenes*)

Sachbücher

- 1 (1) René Zeyer:
Bank, Banker, Bankrott (*Orell Füssli*)
- 2 (3) Lukas Hässig:
Der UBS-Crash (*Hoffmann und Campe*)
- 3 (2) Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:
50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 4 (9) Rhonda Byrne:
The Secret – Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 5 (-) Bernhard Moestl: Shaolin (*Knaur*)
- 6 (7) Karl Wild: Hausi Leutenegger (*Huber*)
- 7 (-) Verena Wermuth:
Der geliehene Engel (*WOA*)
- 8 (5) Rüdiger Schache: Das Geheimnis
des Herzmagneten (*Nymphenburger*)
- 9 (-) Markus Somm:
Christoph Blocher (*Appenzeller*)
- 10 (-) Nassim N. Taleb:
Der Schwarze Schwan (*Hanser*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Media Control

Apropos: Alexandre Dumas d. Ä.

Über die mehr als 600 Romane und Theaterstücke, die unter seinem Namen veröffentlicht wurden, spottete sein Sohn: «Niemand hat den ganzen Dumas gelesen, nicht einmal Dumas.» Das war mehr als der abfällige Spruch eines Sohnes, dessen Ruhm als Schriftsteller nie an den des Vaters heranreichte. Mit 36 war der 1802 geborene Vater, bereits ein gefeierter Autor von Theaterstücken, dem ungemein produktiven Geschichtslehrer Auguste Maquet begegnet, den er als Helfer anstellte und der ganze Kapitel seiner Novellen und Abenteuerromane verfasste. Als das Journal *Le Siècle* 1844 begann, «Die drei Musketiere» als Fortsetzungsroman abzdrukken, war der erste Band noch nicht annähernd fertig. Selbst Maquets Hilfe reichte nicht aus, mit der Nachfrage der Leser Schritt zu halten. Bis zu siebzig Assistenten sollen an den drei Bänden der «Musketiere» und an späteren Welterfolgen wie «Die schwarze Tulpe» und «Der Graf von Monte Cristo» mitgeschrieben haben. (bs)

Gleichgewicht des Schreckens

1990 startete der «Literaturclub» auf SF. Das Konzept ist längst antiquiert, und die Stillage wechselt zwischen Kompetenz und Komik. Wie lange noch? *Von Pia Reinacher*

Immerhin hatten sie das unübersehbare Satirepotenzial der Sendung entdeckt. Im Zürcher Theater Neumarkt sprachen Kabarettisten und Schauspieler um Viktor Jacobbo ein paar Tage nach der Januarsendung den «Literaturclub» nach. Als Vorlage diente die wortwörtlich abgetippte Sendung, die mit verteilten Rollen gelesen wurde – ohne Überhöhung, ohne Interpretation. Was passierte? «Viktor Jacobbo verhöhnt den «Literaturclub». Zum Totlachen», titelte anderntags das Tamedia-Newsnetz. Man kann sich selbstverständlich fragen, ob es besonders klug ist, wenn Akteure des Fernsehens sich gegenseitig kannibalisieren, mehr noch: ob es besonders fein ist, wenn sich Mike Müller vorher als Gast in die Sendung einladen lässt, dabei selber manierlich den «Möchtegern-weltmännischen-Literaturkritiker» gibt, nur um wenig später die Kollegen schadenfreudig zu karikieren. Satire darf bekanntlich alles, auch das Schlachten heiliger Kühe. Die Persiflage ist in diesem Falle allerdings ein bezeichnendes Symptom.

Die Verbindung zwischen Literatur und Fernsehen ist ein Paradox, das schwer aufzulösen ist. Das blumig metaphernreiche Sprechen über Texte wirkt auf den Dilettanten komisch und auf den Kenner unqualifiziert. Tatsächlich wurde in der jüngsten Sendung aber ein Tiefpunkt erreicht. Der Kabarettist Patrick Frey stellte das neue Buch des Erfolgsautors Daniel Kehlmann vor. Auch wer keine besondere Neigung zu polyföner Wahrnehmung hat, konnte sich daneben spielend drei weitere Fernsehsendungen ansehen. Bei jedem Zurückzappen traf man Frey wieder bei seiner Zusammenfassung an. Es blieb nichts anderes, als das grosse Kreuzzeichen zu schlagen und zu hoffen, dass die Sache bald vorüber sei. Nach fünf Minuten versuchte ihn die Moderatorin Iris Radisch endlich zu stoppen, nach sieben Minuten endete der Monolog unfreiwillig. Potenzielle Zuschauer hatten sich inzwischen allerdings schon lange weggeklickt.

Natürlich ist es sinnlos, diesen Ausrutscher eines Gastes überzubewerten, hätte sich bei vielen nicht der Eindruck verfestigt, dass sich das einst so provozierende Gefäss in einem erstarrten Ritual mit verteilten Rollen festgefahren hat. Wer sich vergangene Sendungen anschaut, stellt fest, dass Sprechzeiten zwischen fünf bis sechs Minuten keine Ausnahme sind: das pure Gegenteil eines Sendekonzeptes, das sich zum Ziel gesetzt hat, unterhaltend und kontrovers zu sein. Hier verwechselt

man die Ansprüche der elektronischen Medien mit den Regeln der gedruckten Literaturkritik. Was der Zuschauer im Fernsehen sucht, ist anspornendes Vergnügen.

Dieser Anspruch hat sich inzwischen verflüchtigt. Der «Literaturclub» braucht für seine gruppenspezifische Balance offenbar so etwas wie ein «Gleichgewicht des Schreckens». «Lässt du mich reden», so die unausgesprochene Regel, «dann lasse ich dich auch.» Gewiss, Fachkompetenz kann man keinem im Team der festen Kritiker absprechen. Aber sie reden gar nicht miteinander. Sie rezitieren ihre gut präparierten Statements im sorgfältig austarierten Wechsel. Selten einmal bricht einer aus dem vorgegebenen Korsett.

Clerc, Heidenreich, Cohn-Bendit

Das hat mit der Moderation zu tun, mit den Gästen und mit dem Konzept. So kompetent die Literaturkritikerin Iris Radisch in ihrem Fach ist, so wenig liegt ihr die Moderation. Anstatt das Gespräch zu steuern, Verbindungen zu schaffen, Bälle zuzuspielen, Leute aus dem Busch zu klopfen und sich im Hintergrund zu halten, wartet sie oft ab, bis sie selbst loslegen kann. Nach welchen Kriterien es zur Auswahl der Gäste kommt, bleibt undurchsichtig, offenbar versucht man, es allen recht zu machen und vor allem, so die Redaktionsleiterin Christine Maier, nicht «elitär» zu sein. Dabei übersieht sie, dass die Sendung in dieser Form selber «elitär» ist – in einer verstaubten Fassung. Warum zum Beispiel Schweizer Komiker geeignete Gesprächspartner sein sollen, bleibt nach deren Auftritten schleierhaft. Die Gesprächs- und Stillage zwischen Kompetenten und Dilettierenden ist häufig beängstigend labil.

Erschwerend kommt das inzwischen antiquierte Konzept der Sendung dazu. 1990 startete der «Literaturclub» unter Charles Clerc, es folgten Elke Heidenreich, Daniel Cohn-Bendit und Roger Willemssen. Das Szenario aber ist eine Kopie des «Literarischen Quartetts». Nicht ohne Grund ist dieses einst so erfolgreiche Format im ZDF seit bereits acht Jahren verschwunden. Das hindert das Schweizer Fernsehen allerdings nicht, die Sendung in einer Art Mimikry-Inszenierung heute noch nachzuspielen, wenn auch – so sehen es vor allem die Mitglieder des «Clubs» – in einer «verbesserten» Auflage. Hier, sagen sie, darf man nämlich länger ungestört reden, und es geht weniger polemisch zu. Ab und zu treten auch die Helden aus verblichenen Zeiten auf, wie etwa im letzten



Nostalgieveranstaltung: «Literaturclub» des Schweizer Fernsehens.

Sommer Hellmuth Karasek, und dann wird auf einen Schlag klar, was eigentlich im Gange ist: eine Nostalgieveranstaltung. Zu hoffen, dass man in einer Welt des sich rasant verändernden Medienkonsums damit Erfolg haben könne, ist ein Irrglaube. In Deutschland hat man das schon lange begriffen. Hier ging inzwischen die komplett anders ausgerichtete Sendung «Lesen!» über die Bühne. Und im Mai startet beim ZDF eine neue Literatursendung, an deren Layout derzeit in Mainz streng geheim getüftelt wird.

Kein Wunder, dass die Quote des «Literaturclubs» zwar konstant bleibt, aber mit durchschnittlich 71 000 Zuschauern nicht besonders viele Adressaten erreicht und vor allem die Jüngeren kaum interessiert. Das Durchschnittsalter betrug im Jahre 2008 beinahe 57 Jahre, das Segment der 15- bis 24-Jährigen ist nur schwach vertreten, auch die 25- bis 44-Jährigen zählen kaum zum festen Stammpublikum. Anstatt das eigene Konzept aber vorbehaltlos zu überdenken, verteidigt man sich beim SF gegen mögliche Einwände mit Händen und Füßen. Sackt die Quote in den Keller, ist immer das Wetter schuld, nie die Sendung. Mal war es zu sonnig, mal zu kalt, mal lief ein Skirennen, mit dem man nicht konkurrieren konnte – als ob diese Sendungen die gleiche Zielgruppe hätten. Dass mit Kultur sowieso nur kleine Quoten

zu holen seien, ist eine Behauptung, die etwa durch die Operninszenierung von «La Traviata» im Hauptbahnhof von Adi Marthaler tüchtig widerlegt wird: 577 000 Zuschauer lockte sie vor den Bildschirm – man muss eben originale Ideen haben und etwas wagen.

«Geht über die Bücher!»

Wie in autosuggestiver Beschwörung wird derweil von den festen Kritikern immer wieder ins Feld geführt, dass der «Literaturclub» die letzte Qualitätsbastion im Fernsehen sei. Man ignoriert, dass sich die Wahrnehmungs- und Kommunikationsmuster der Medienkonsumenten unter dem Einfluss von Internet, Facebook, E-Mail und Blog laufend verändern und mit alten Rezepten keine neuen Interessenten zu gewinnen sind. Sehgewohnheiten sind auch bei älteren Zuschauern einem unmerklichen Beschleunigungsprozess unterworfen. Das Festklammern an Gewohnheiten ist nicht unbedingt zukunftsfruchtig. Kommt dazu, dass der «Literaturclub» im Gegensatz zum «Literarischen Quartett» und zu «Lesen!» nicht zu einer Marke geworden ist, die jeder Taxifahrer kennt. Ein Indiz, dass das Schweizer Forum keineswegs zum festen Bestandteil des nationalen Kulturdiskurses gehört, ist die Tatsache, dass in den Medien

höchstens noch anlässlich eines Moderatoren- oder Sponsorenwechsels davon die Rede ist. Schon vor fünf Jahren forderte nicht nur die *Sonntagszeitung*: «Geht über die Bücher!» Selbstreflexion gehört aber offensichtlich nicht zu den herausragenden Stärken des nationalen Gebührensenders.

So ist das Winken mit dem Zaunpfahl vielleicht erfolversprechender: Es ist höchste Zeit, dass man in der Literaturvermittlung neue Wege beschreitet. Vorbilder, die durch Spontaneität, Emotionalität, blitzschnell wechselnde Settings, hohen Unterhaltungswert und intellektuelle Spielfreude überzeugen, gibt es im Ausland inzwischen genügend, es reicht, einmal einen Blick in französische Sendungen wie «Café littéraire» oder «La Grande Librairie» zu werfen. In einem renovierten Format könnten nicht nur Bücher, sondern auch aktuelle Themen im Zentrum stehen, was den Vorteil hätte, dass auch die Akteure der Debatte zwanglos aufgemischt würden. Sowohl Intellektuelle, Politiker, Kritiker, Schriftsteller und öffentliche Personen sind als Teilnehmer denkbar, als auch Verleger oder Buchhändler. Literatur wird niemals ein Massenpublikum erreichen. Aber nichts wäre in der Tat fataler als ein Service public *sans public*.

Literaturclub, SF 1, Dienstag 10.3., 22.20 Uhr

Generalmobilmachung des Guten

Von Albert Kuhn

Jawoll, sie klingt ausgezeichnet, die neue U2. Wurde nicht bloss mit einer grossen Kelle angerührt, sondern mit drei der grössten: Steve Lillywhite, soundprägender Produzent der U2-Frühphase, Brian Eno, englischer Avantgardist und Ambient-Experte, sowie Daniel Lanois, das amerikanische Warm-Sound-Genie.

Was hier aufgeboten wird, ist eine Generalmobilmachung von Sounds, hergeschafft von einer Armada von *trendscouts*, *studio techs* und *additional engineers*. Der Titelsong pumpt basslastigen Rock in die Ohren, das Techno-unterlegte «Magnificent» und «Moment of Surrender» zerplatzen vor Eso-Bedeutsamkeit. Für «Unknown Caller» hat die Komponisten-Crew fleissig Arcade Fire und Animal Collective studiert. «I'll Go Crazy If I Don't Go Crazy Tonight» ist ein Obama-Song unter Oasis-Verdacht, und für «Get on Your Boots» wird vierfach abgekupfert: in der Strophe bei Elvis Costello und Gabber-Techno, im Refrain bei den Queens of the Stone Age und den Beatles. Recht eindrücklich und unterhaltend.

Bei Song acht bricht der ganze Zauber zusammen. «Fez – Being Born» ist eine Aneinanderreihung von Weltmusiken, Echos vorgängiger Songs, ein Ideenkübel, der imponieren will und von Anfang an auseinanderfliegt. Und: «Fez» verrät die Arbeitsweise dieses Albums, wirft ein entlarvendendes Licht auf die andern Songs, die eben auch Ideenkübel sind, bloss raffiniertere.

U2 sind eine Band, die in ganz besonderer Weise den Bach runtergeht. Bono spielt einen Visionär, dessen Vision er selber ist. Bei mir, sagt er der Welt, ist eure Hoffnung in guten Händen. Auf der Bühne und in der Politik führt er dasselbe auf: eine Scharade des Guten, ein Alibi. Trompetet weltumarmende Sätze wie: «Armut führt zu Instabilität und Krieg, was schlecht ist für alle.» Falsch: Armut, etwa im Kongo, ist superlecker für Waffenhändler, Rohstoff-Dealer und rücksichtslose Holzdiebesfirmen. All dies wäre hier nicht von Belang, wenn man noch zwischen Bono, dem U2-Sänger, und Bono, dem Neo-Robin-Hood, unterscheiden könnte. Aber das ist mittlerweile unmöglich. Vieles hat auf einer Rockbühne nichts zu suchen. Am wenigsten ein Secondhand-Jesus.



U2: No Line on the Horizon. Universal

Der letzte Mohikaner

Clint Eastwoods grandioses Alterswerk «Gran Torino» ist beklemmend aktuell. Von Wolfram Knorr



Misanthropischer Knurrhahn: Clint Eastwood als Walt Kowalski.

Get off my lawn!» (Runter von meinem Rasen!), raunzt mit verkniffenem Gesicht der missgelaunte Rentner Walt Kowalski. Sein Leben lang war der Koreakriegsveteran Arbeiter in der Autofabrik. Während fast alle Nachbarn weggezogen oder gestorben sind, leben im vergammelten Vorort von Detroit nur noch Latinos, Schwarze und Asiaten. Zur Beerdigung von Kowalskis Frau kommen sie noch mal ins Viertel, alte Weggefährten und Verwandte. Eine Freude ist das für ihn nicht. Mit Ingrimms Blickt er auf die Gören seiner beiden Söhne, die gepierct und nabelfrei herumklümmeln; von der Nachbarveranda schnattern die Asiaten, der Pfarrer nervt ihn, und die Söhne schleimen ums Erbe, vor allem um den 72er Gran Torino, ein chromblitzendes Relikt aus besseren Zeiten. Es ist ein Jammer.

«Gran Torino» heisst das Altersmeisterstück des 78-jährigen (!) Clint Eastwood, der unermüdlich dreht, seit «Million Dollar Baby» (2004) allerdings nicht mehr selbst vor der Kamera stand und auch das, neben der Regie, noch einmal wagte – als misanthropischer Knurrhahn Kowalski. «Gran Torino» ist guter Stoff: die marode Wirtschaft, der Zusammenbruch der Autoindustrie, die Arbeitslosigkeit und die zunehmende Kriminalität in den Suburbs; und mittendrin der uneinsichtige, sture Bock Kowalski. Mit dem authentischen Image des ins Alter gekommenen «Dirty Harry»,

schlittert der Oldie in einen Gang-Krieg durch den schüchternen Nachbarsjungen Thao (Bee Vang). Aber über ihn verliert Kowalski auch seinen Ausländerhass und kommt zur Erkenntnis, dass Gewalt keine Lösung ist.

Sein Damaskus-Erlebnis ist weder belehrend noch sentimental, sondern von verblüffend subtiler Ironie, auch gegen Alterssturheit. Kowalski findet, auch über seinen Gran Torino, zu neuen Beziehungen, die herzlicher sind als die familiären. Eastwood ist der letzte Grossmeister einer Erzählweise, die es kaum noch gibt: modern und traditionell zugleich zu sein. Seine Regie ist von umwerfender Entspannung in einer Zeit aufgezwickelter Digitalisierung. Nicht nur im Detroit-Vorort ist er der letzte Mohikaner, auch in Hollywood. Vergangene Woche erhielt er in Paris die Goldene Palme für sein Gesamtwerk.

Dass «Gran Torino» für den Oscar nicht einmal nominiert wurde, spricht Bände: Die Misere vor der eigenen Haustür ist unangenehm, «Slumdog Millionaire» dagegen, mit Oscars überhäuft, bietet das Elend exotisch, weit weg. Der Schlachtruf «Get off my lawn!» ist da nur peinlich, denn welcher Hausbesitzer würde ihn nicht gerne bellen, wenn die Zwangsvollstrecker über seinen Rasen kommen?

Gran Torino. Regie: Clint Eastwood. USA, 2009

Eine Art Blau

Die Mutter aller Jazzplatten ist fünfzig und klingt frisch wie am ersten Tag. Von Peter Rüedi

Jazz ist ein weites Feld. Je nach Generation, Sozialisation, Kenntnisstand (ein Minimum vorausgesetzt) versteht darunter jeder etwas anderes. Dementsprechend fallen die Antworten nach der «besten Jazzplatte» aus. Mit einer Einschränkung. Fragte jemand bei einem weitgefächerten Publikum – Alten, Jungen, Fachleuten, Liebhabern, Schwarzen, Weissen – nach den zehn Scheiben für die sprichwörtliche einsame Insel, gehörte für sozusagen alle die Vinylplatte dazu, die Miles Davis vor einem halben Jahrhundert in einer ehemaligen Kirche an New Yorks 30. Strasse einspielte, in zwei Sessions am 2. März und am 22. April 1959. In insgesamt gerade mal zehn Stunden. (In dieser Zeit stimmt eine Popgruppe von heute allenfalls die Instrumente.)

«Kind of Blue» ist gewissermassen vom Himmel gefallen. Das Sextett des Trompeters mit den Saxofonisten John Coltrane und Cannonball Adderley, Bill Evans am Piano, Paul Chambers am Bass und Jimmy Cobb am Schlagzeug existierte zu dem Zeitpunkt als *working band* schon nicht mehr (Bill Evans, der einzige Weisse, gehörte im eigentlichen Sinn nie dazu). Es war eine Gruppe von abenteuerlich unterschiedlichen Temperamenten, und keiner kannte, was sich Davis auf kleinen Zetteln an Stücken zusammengekrakelt hatte; kaum mehr als ein paar Tonfolgen, sogenannte modale Skalen. Das allein war schon eine Re-

volution. Eine neue Freiheit. Waren alle, auch Davis selbst, bis vor kurzem noch daran gewöhnt, in der Art des Bebop über einem enggezurrten Korsett von Harmonien zu improvisieren, wehte durch die neuen Modi ein grösserer Atem.

Cooler Herzausreisser-Sound

Eine Art von Blues. Zwei Stücke, das funkige «Freddie Freeloader» (mit Wynton Kelly am Piano) und «All Blues», ein zwölftaktiger doppelter Walzer, waren es sogar im eigentlichen Sinn. Sonst aber meinte «Blue» eine Stimmung, eine Atmosphäre mehr als eine Struktur. Was die Melodiker, allen voran der traumhaft-klassisch-vollkommen balancierende Davis mit seinem coolen Herzausreisser-Sound, der gerade noch gebändigte Hochspannungstechniker Coltrane und der überbordend quirlige Adderley – was die drei über der sparsamen, stark von Impressionismus beeinflussten Klavierkunst von Evans und dem offenen Puls der Rhythmiker Chambers und Cobb erfanden, ist in der Logik der spontanen Erfindung kaum mehr übertroffen worden. Lauter *first takes*, mit einer Ausnahme. «L'art, c'est faire quelque chose de rien» – die alchemistische Kürzestdefinition von Racine trifft auf diese Musik zu wie auf keine. Der beispiellose kollektive Vorgang, für den Davis mehr die Stimmung als definierte Vorgaben lieferte,

ist in der Mischung von cooler Entspanntheit und konzentrierter Dringlichkeit im ganzen Jazz ziemlich einmalig. Bis heute funktioniert «Kind of Blue» nicht so sehr als ein historisches Meisterwerk, sondern als ein Hallraum, der auch ohne Voraussetzungen für ganz andere Generationen zugänglich ist: bei aller Vertrautheit vieler Details insgesamt immer wieder neu und aufregend (nie aber aufgeregt). «Kind of Blue» ist nie unter den 200 meistverkauften LPs in *Billboard* aufgetaucht, mit annähernd 4 Millionen Exemplaren aber noch vor Keith Jarretts «Köln Concert» die meistverkaufte Jazzplatte aller Zeiten. Ein Longseller. Das Einsteigeralbum schlechthin.

Nicht nur, dass diese Platte nicht so sehr «gemacht» wurde als vielmehr «geschah», grenzt an Alchemie. Auch ihre ambivalente Wahrnehmung. Sie ist von einer experimentellen Unbedingtheit und gleichzeitig selbst-verständlich wie kaum eine Jazzproduktion. Entwickelte sich die modale Spielweise in den Jahren danach, vor allem in den Improvisationen von John Coltrane, zu einer virtuosen, oft auch aggressiven Tour de Force, hielt sich «Kind of Blue» in einer dunklen Aura der Melancholie. Der Hauptverantwortliche dafür ist Bill Evans. «Blue in Green», «All Blues» und «Flamenco Sketches» tragen seine Handschrift, auch wenn Davis die Titel urheberrechtlich ganz für sich reklamierte. Dass er Evans' Engagement gegen die Vorwürfe militanter Schwarzer verteidigte, ist ein Indiz, dass er, wie zuvor in den Projekten mit dem Arrangeur Gil Evans, auch hier bewusst eine Verbindung von abendländischen und afroamerikanischen Elementen im Sinn hatte. Für eine Kultfigur der schwarzen Emanzipation eine brisante Provokation.

In einer Hinsicht ist «Kind of Blue» die Langspielplatte schlechthin. Sie ist als Ganzes komponiert und widersetzt sich der Fragmentierung, an welche die iPod-Generation zunehmend gewöhnt ist. Columbia zelebriert ihren Geburtstag mit einer Luxusedition, welche auf einer ersten CD das Original enthält, dazu den einzigen *alternate take* («Flamenco Sketches»), ferner eine Handvoll marginaler, für die Stimmung im Studio aber aufschlussreicher abgebrochener Sequenzen. Eine zweite CD bringt die einzigen erhaltenen Studioaufnahmen der Formation aus dem Jahr vor «Kind of Blue» (ebenfalls mit Bill Evans) plus eine Live-Version von «So What» aus einem Konzert in Amsterdam 1960. Drittens bietet eine DVD 81 schöne Minuten lang eine Video-Dokumentation. Und viertens gibt es, für Hardcore-Nostalgiker, deren alte LPs des Klassikers vor lauter Abspielen schon durchsichtig sind, eine blaue Vinyl-Version. Ein Grabmal? Ein Denkmal. Haltbar für weitere fünfzig Jahre.



Grosser Atem: Miles Davis.

Miles Davis: Kind of Blue. 50th Anniversary Collector's Edition. Columbia/Sony/Legacy 88697 33552 2

Psychotest

Tom Keitas Verlobte hatte schon immer gewusst, dass sie das Zeug zur wahren Prominenz hatte. Sie wusste nur noch nicht, auf welchem Gebiet. «Doppelpass», Folge 15. Von Charles Lewinsky

Trainieren war ja gut und schön. Den Körper in Schuss halten, klar. Aber dabei derartig schwitzen, dass sich das T-Shirt dunkel verfärbte, das war einfach unästhetisch. Genauso wie der Sport-BH, den man sich durch die viel zu weiten Armlöcher ansehen musste. Von den schlabberigen Trainingshosen ganz zu schweigen. Wozu hielt man sich denn fit, wenn man dabei so aussah, dass jeder Mann nur die Flucht ergreifen konnte?

Die Frau auf dem Fahrrad neben ihr hatte ihren Blick bemerkt und trat jetzt, wie um etwas zu beweisen, noch fester in die Pedale. «Gewinn du nur die Tour de France», dachte Claudia. «Bei der Siegerehrung schauen dann doch alle auf mich.»

Eigentlich war es ja lächerlich, wenn sie sich hier im Fitnessstudio mit den anderen Frauen verglich. Die spielten alle nicht in ihrer Liga. Keine von denen hätte es wagen können, so ein enges Top anzuziehen. Sie schon. Wer hat, der hat und kann es ruhig auch zeigen. Wie hiess doch der Song aus den «Producers», den sie damals bei der Bikiniparade gespielt hatten? «When You Got It, Flaunt It».

Die verschwitzte Frau hatte ihr Pensum endlich abgestrampelt und machte sich auf den Weg zur Dusche. Die würde sie auch nötig haben. Und ein gutes Deo. Als sie bei Claudia vorbeikam, sagte sie ganz giftig: «Na, steht etwas Interessantes drin?» Manche Leute störten sich daran, dass man es auf dem Standfahrrad gemächlich nahm und dabei eine Zeitschrift anschaute.

Aber sie hatte den Sport eben nicht nötig. Für die Figur schon gar nicht. Immer ein bisschen weniger essen, als man Appetit hatte, das war das ganze Geheimnis. Und genügend Schlaf.

Da drüben schaute dieser Typ schon wieder zu ihr hin. Mit diesem gewollt desinteressierten Gesichtsausdruck, den Männer aufsetzen, wenn sie noch nicht sicher sind, ob sie einen anbaggern wollen. Gar nicht beachten.

Der Psychotest im neuen *Glamour* war interessant. «Sind Sie ein Erfolgstyp?» Wobei sie diese Tests nie im Ganzen ausfüllte, sondern nach jeder Antwort immer gleich zur Auflösung vorblätterte. Nachsehen, was die meisten Punkte ergab. Nicht, dass sie an solche psychologischen Bauernregeln geglaubt hätte. Aber um sich ein bisschen die Zeit zu vertreiben, waren sie gut genug.



Frage eins: «Sind Sie mit sich zufrieden?» Das war leicht. Natürlich: nein. Wer mit sich zufrieden ist, hat schon aufgegeben. Wie ein Bergsteiger, der es sich auf halbem Weg bequem macht. Der kann dann nur noch absteigen. Oder darauf warten, dass ihn eine Eislawine erwischt. Auf den Gipfel kommt er nie.

Wenn sie mit sich zufrieden gewesen wäre, hätte sie damals ihr Pädagogikstudium abgeschlossen und würde jetzt rotznasigen Erstklässlern das Abc beibringen. Da hatte sie gerade noch rechtzeitig den Absprung geschafft.

Nein, sie war nicht zufrieden. Prinzipiell nicht.

Zehn Punkte. Sie hatte es doch gewusst. Ein guter Start.

Der Typ von vorhin lag jetzt unter einer dieser Kraftmaschinen und stemmte Gewichte. Keine allzu schweren, so wie es aussah. Hatte das Gerät wahrscheinlich nur ausgewählt, weil man von dort so gut zu ihr hinübersehen konnte. Sie dachte ja gar nicht daran, ihn zu bemerken.

Nächste Frage: «Wonach suchen Sie sich Ihre Freunde aus?» Die meisten Leute, da war sie sich sicher, würden heucheln und Antwort a) ankreuzen: «Nach ihrem Charakter.» Weil das gut klang, wenn es auch falsch war. Frau Ramirez hatte bestimmt einen wunderbaren Charakter, aber deswegen war Claudia doch nicht mit ihrer Putzfrau befreundet.

Antwort c), ganz klar. «Danach, ob sie mir nützlich sein können.» Man durfte sich nichts vormachen.

Klara Holzer von der *SI*, das war eine nützliche Freundschaft. Genau so, wie Ilona Feder-

spiel nützlich gewesen war, damals, als sie noch bei Misswahlen mitmachte. Und Tom ... Sie liebte ihn, natürlich. Sonst hätte sie sich nicht mit ihm verlobt. Aber die Verbindung war auch nützlich. Für beide Seiten. Das war die einzig vernünftige Basis für eine gute Partnerschaft.

Zehn Punkte. Eben.

Natürlich war so ein Test nur heiße Luft. Etwas, was sich ein Zeitungsschreiber aus den Fingern gesogen hatte, weil auf der Rückseite der Inserate ja auch noch irgendetwas stehen musste. Aber man freute sich doch, wenn man es traf.

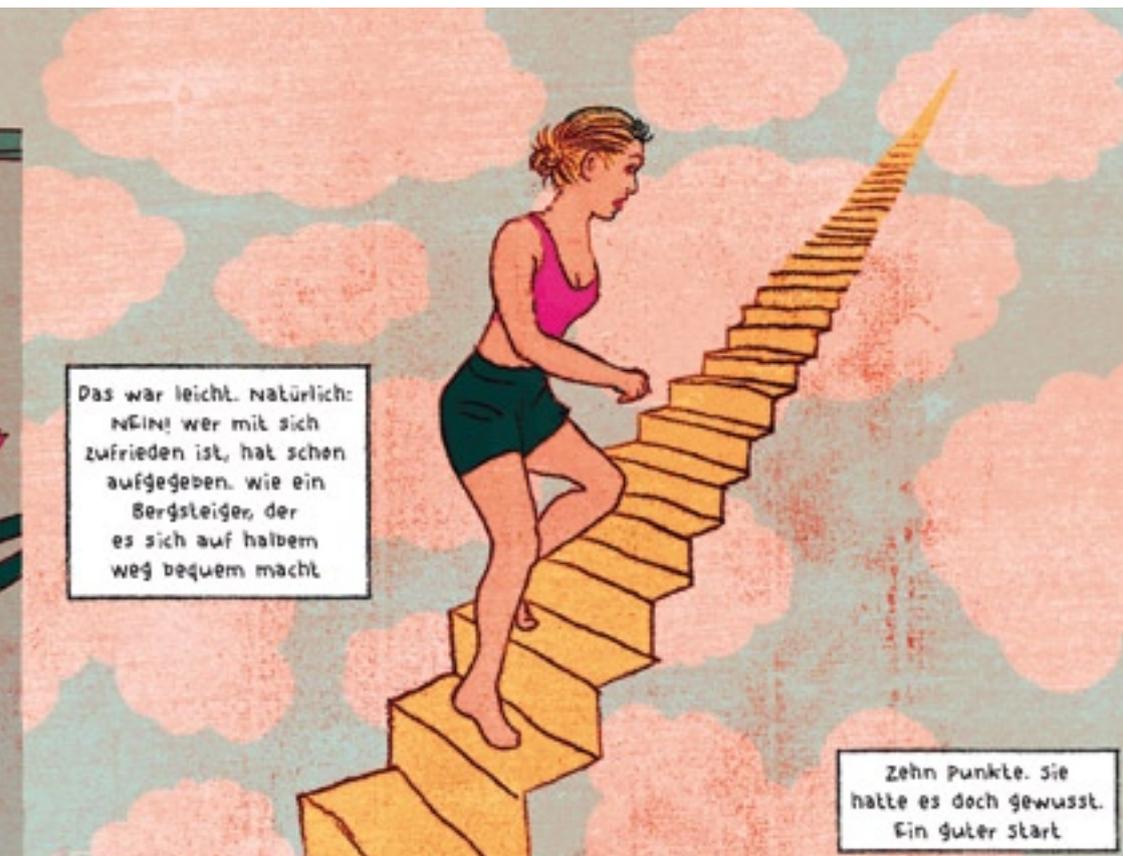
Der Typ tat jetzt nicht mal mehr so, als ob er Gewichte stemmte. Lag nur da und schaute zu ihr hinüber. Einmal tief einatmen, bis das Top spannte. Damit er wenigstens wusste, warum ihm die Augen aus dem Kopf fielen.

Wie hiess der Spruch, den sie letzthin gehört hatte? «Männer denken nur deshalb nicht immer an das eine, weil sie zum Denken nicht gemacht sind.» Sehr gut.

Nächste Frage: «Haben Sie klare Ziele?» Das war ihr schwacher Punkt. Sie wusste zwar, dass sie nach oben wollte, ganz nach oben. Aber wo dieses Oben sein sollte, darüber war sie sich noch nicht im Klaren. Etwas in der Öffentlichkeit, natürlich. Miss Swiss, damals, das wäre es gewesen. Obwohl so ein Titel meistens auch nur ein Jahr vorhielt. Es hatte nicht jede das Glück einer Melanie Winiger.

Trotzdem: Antwort d) war sicher richtig. «Ja, ich weiss ganz genau, was ich im Leben erreichen will.» Mal sehen, was in der Auflösung stand.

Hoppla, jetzt war ihr das *Glamour* auf den Boden gefallen. Und der Typ mit den Stielaugen sah natürlich seine Chance gekommen.



«Vielen Dank, sehr nett von Ihnen.» Mit ganz kühler Stimme. Nicht, dass der sich noch etwas einbildete.

«Darf ich Sie zu einem Drink einladen? Den Tropenmix an der Saftbar kann ich wirklich empfehlen.»

So ein übereifriger Kellnertyp. Genau das, was sie an Männern nicht mochte. Aber warum nicht? Die Tramperei wurde allmählich langweilig. Und ihren Coiffeurtermin hatte sie erst in einer Stunde.

Guave, Mango, Ananas. Zu süss für ihren Geschmack. Aber der Typ war so stolz darauf, als ob er die Früchte einzeln aus dem Dschungel geholt hätte. Als ob er ihr nicht nur zwei Dezi Fruchtsaft spendiert hätte, sondern mindestens eine Magnum Champagner. Gleich würde er seine Anmachnummer starten.

«Entschuldigen Sie...»

Ging schon los. Man müsste eigentlich mal sagen: «Nein, ich entschuldige nicht.» Und dann das blöde Gesicht geniessen.

«Darf ich Sie etwas fragen?»

Was wohl? «Kommen Sie oft hierher?» Oder: «Hat Ihnen schon einmal jemand gesagt, dass Sie wunderschöne Augen haben?» Das wäre auch einmal ein Thema für einen Psychotest: «Welcher Anbagerspruch geht Ihnen am meisten auf die Nerven?»

«Sind Sie nicht die Freundin von Tom Keita?»

«Ich bin seine Verlobte.»

«Eben», sagte der Typ. «Ich habe ein gutes visuelles Gedächtnis. Muss man auch haben, in meinem Beruf. Ich arbeite in der Werbung.»

«So?» Wenn etwas noch lästiger war als ein unerwünschter Flirt, dann waren das Männer,

die einem etwas von ihrem Beruf erzählen wollten. Wie wichtig sie dort waren und warum der Laden ohne sie überhaupt nicht funktionieren würde. Man konnte gar nicht so schnell gähnen, wie sie einen langweilten.

«Und da würde ich Sie gern um einen Gefallen bitten.»

Aber jetzt bitte nicht die alte Fotomodell-Nummer mit: «Ich bringe Sie ganz gross raus» und: «Wir müssten nur ein paar Probeaufnahmen...». Und dann war das Fotoatelier in seinem Schlafzimmer.

«Als Verlobte von Tom Keita kennen Sie bestimmt auch Herrn Eidenbenz.»

Eidenbenz? Wie kam der jetzt auf Eidenbenz?

«Ich wäre wirklich dankbar, wenn Sie mir eine direkte Leitung zu ihm legen könnten.»

Es stellte sich dann heraus, dass es dem Typen – Schneebeli hiess er übrigens, Walter Schneebeli – tatsächlich nur um berufliche Dinge ging. Der Verein hatte eine Stelle ausgeschrieben, Leiter Öffentlichkeitsarbeit, und den Job wollte er gerne haben.

«Aber wenn man einfach eine Bewerbung schreibt und seine Unterlagen hinschickt, dann ist man immer nur einer von vielen. Da kann es einem, blöd gesagt, passieren, dass man an einem Tippfehler scheitert. Oder weil einer Sekretärin die Nase auf dem Foto nicht gefällt. Wenn man dagegen die entscheidenden Leuten vorher schon kennt... Es wäre der perfekte Job für mich.»

«Sie sind also Fussballfan?»

«Darf ich ehrlich sein?»

Das war ein Satz, den sagten die Leute meistens, bevor sie anfangen zu lügen. Aber bei die-

sem Typen, diesem Schneebeli, war das anders. Der war dann tatsächlich ehrlich. Gar keine schlechte Masche.

«Was die da auf dem Spielfeld treiben», sagte er, «ist mir so lang wie breit. Wenn es nach mir ginge, würde man jedem einen eigenen Ball kaufen, dann müssten sie sich nicht um den einen streiten, und die Sache wäre erledigt. Nein, der Job interessiert mich wegen Eidenbenz.»

«Aus politischen Gründen?»

«Politik?», Schneebeli lachte. «Das ist die einzige Sache, die mich noch weniger interessiert als Fussball. Aber Eidenbenz, das ist ein Mann mit Einfluss. Einer, der die Fäden zieht. Wenn man an den rankommt und sich gut mit ihm stellt, dann kann man alles werden. Wenn er einem ein bisschen hilft.»

«Und nur deshalb wollen Sie...»

«Das wär's mir wert. Dafür würde ich den Leuten auch ein Jahr lang erzählen, dass Fussball das schönste Spiel der Welt ist und der Verein die beste Mannschaft seit der Erfindung der blauen Linie.»

«Das ist Eishockey.»

«Oder was auch immer. Könnten Sie mich nicht irgendwie mit Eidenbenz zusammenbringen?»

Sie versprach ihm gar nichts, natürlich nicht. Sie trank nur ihren Tropenmix aus – immer noch viel zu süss – und entschuldigte sich, sie habe leider diesen Coiffeurtermin, aber es sei sehr interessant gewesen, ihn kennenzulernen, vielen Dank noch für den köstlichen Drink.

Er drückte ihr seine Visitenkarte in die Hand, hatte tatsächlich – im Sportdress! – eine Visitenkarte dabei, und fragte, ob er sie anrufen dürfe. Als ob sie einem wildfremden Menschen ihre Nummer geben würde. Wo sie doch extra dafür gesorgt hatte, dass sie und Tom nicht im Telefonbuch standen.

Aber sie würde es sich überlegen, und wenn sich etwas machen liesse, würde sie sich melden. Ja, ganz bestimmt. Versprochen. Auf Wiedersehen.

Sie dachte auch tatsächlich darüber nach. Nicht wegen der Karriere von diesem Herrn Schneebeli, die war ihr egal. Der Mann war auch ohne ihre Hilfe ein Erfolgstyp, keine Frage. Dazu brauchte sie keinen Psychotest im *Glamour*. Der wusste, wie man es machte.

Aber er hatte sie auf eine Idee gebracht. Für sich selber. Spätestens seit dieser Neujahrsparty im Vereinsheim kannte sie Eidenbenz doch sehr persönlich. Diese Bekanntschaft musste man nur ein bisschen vertiefen, und dann würde er ihr bestimmt gern weiterhelfen.

Auch wenn sie noch nicht hätte sagen können, wohin.

Folge 16 in der nächsten *Weltwoche*

Im Internet

Alle Folgen auf www.weltwoche.ch/doppelpass

Geheimnis des langen Glücks

Die Hausfrau Ruth Ertl, 75, und der pensionierte Magaziner Walter Ertl, 78, heirateten vor fünfzig Jahren: am 6. März 1959.

Ruth: Es war kalt, damals, vor fünfzig Jahren, und es regnete. Ich trug ein Kleid aus Damaststoff, cremeweiss. Und ein Cape aus weissem Kaninchenfell über den Schultern. Das Ensemble hatte ich von meiner Cousine ausgeliehen. Die Verlobungsanzeige und die Hochzeitsanzeige waren je eine weisse Doppelkarte mit einem schlichten, geprägten Sujet: einmal ein Schifflin und einmal zwei Täublein.

Walter: Die Frauen trugen elegante Kleider, die Männer schöne Anzüge. Nach der Kirche machten wir eine Ausfahrt mit dem Car. Am Abend gingen wir mit der ganzen Hochzeitsgesellschaft essen. So begann unser gemeinsames Leben.

Ruth: Als Geschenke erhielten wir Dinge für den Haushalt, Geschirr und Bettwäsche. Die Leintücher haben wir immer noch, so eine gute Qualität ist das. Wir lernten uns auf dem Tanz kennen. Später unternahmen wir mit dem Motorrad Ausflüge, und es entstand eine gute Kameradschaft. Mein Vater war gegen die Verbindung. Also zog ich von zu Hause aus, zog allein in ein Zimmer und sagte: «Ich komme erst wieder zurück, wenn der Walti mein Freund sein kann.» Da gaben sie klein bei. Von da an trugen sie Walti auf Händen.

Walter: Neun Monate nach der Hochzeit wurde unser erster Sohn geboren. Zwei Jahre später folgte unsere Tochter, dann kam nochmals ein Sohn. Wir zogen in dieses Dreifamilienhaus in Muttenz. Ich arbeitete als Gärtner, machte mir aber den Rücken kaputt und war ab 1966 als Magaziner beschäftigt.

Ruth: Ich wäre gerne Coiffeuse oder Verkäuferin geworden, aber mein Vater erlaubte keine Ausbildung. Die Rollenteilung war sowieso klar bei uns. Früher mussten die Frauen arbeiten, wenn die Männer nicht genug Geld verdienten. Ich hätte auch nicht von den Kindern weggewollt, und die Hausarbeit war viel zeitaufwendiger als heute. Beim Waschen holte ich mir einmal einen Leistenbruch, dermassen schwer war es, die nassen, heissen Kleidungsstücke in den Bottich mit dem kalten Wasser umzuladen. Auch Küchenmaschinen waren ein Luxus. Ich hatte keine, kochte aber jeden Tag zweimal für die ganze Familie.

Walter: Die Toilette befand sich im Parterre, ausserhalb der Wohnung. Die Badewanne



«Wir lernten uns auf dem Tanz kennen»: Ehepaar Ertl.

stand in der Waschküche. Ich erinnere mich, wie ich die Kinder, in Frotteetücher gewickelt, durch das steile Treppenhaus in den oberen Stock tragen musste. Wir heizten mit Holz und Öl. Erst viel später gab es ein richtiges Badezimmer, besser isolierte Fenster, eine Zentralheizung.

Ruth: Trotzdem waren es glückliche Jahre. Die Kinder waren gesund und entwickelten sich gut. Einen Fernseher hatten wir lange Zeit nicht: Wir unternahmen viel mit ihnen, gingen in den Wald oder gingen spazieren. Zu Hause machten wir Spiele und bastelten.

Walter: Wir gingen auch regelmässig in die Ferien. Ins Engadin, in die älteste Jugendherberge der Schweiz. Sechsenddreissig Mal insgesamt.

Ruth: Das Geheimnis einer so langen Ehe, würde ich sagen, sind zwei Dinge: Man muss nett miteinander sein, und jeder sollte auch seine kleinen Freiräume haben.

Walter: Für Flausen hatten wir keine Zeit. Wir mussten die Familie über die Runden bringen,

das kam vor allem anderen. So gesehen, waren meine Frau und ich auch aufeinander angewiesen, wir brauchten einander. Das ist bei der jungen Generation anders.

Ruth: Geht mein Mann kurz weg, gebe ich ihm zum Abschied noch heute einen Kuss und winke ihm vom Fenster aus zu. Er verbrachte immer sehr viel Zeit in seinem riesigen Garten, manchmal jede freie Minute. Das hätte auch nicht jede geduldet, andererseits hatten wir dadurch immer das schönste Gemüse und die besten Früchte auf dem Tisch. Als die Kinder aus dem Haus waren, begann ich in der Migros im Verkauf zu arbeiten. Finanziell ging es nun besser, und ich wurde ein bisschen eine «Lädelitante»: eine hübsche Bluse, etwas für den Haushalt. Das macht mir viel Freude. Das Schönste ist aber der gute Kontakt zu den Kindern. Und mittlerweile haben wir auch acht Enkel und Enkelinnen.

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller.



zoom-zoom



NEUE WEGE BESCHREITEN

Mazda6

Der Mazda6 geht neue Wege bei Fahrspass, Sicherheit und höchster Qualität. Für alle, die sich nicht mit dem Gewöhnlichen zufriedengeben, gibt es die besonders einfache Lenkrad-Multimedia-Bedienung, Bi-Xenon-Kurvenlicht, ein BOSE®-Premium-Soundsystem, DVD-Navigationsystem mit Touchscreen. Mehrere Ausstattungsvarianten – ein Ziel: Fahrdynamik und Komfort gehen jetzt auf Tuchfühlung mit der Oberklasse. Mazda6 Hatchback und Station Wagon, 3 Ausstattungsvarianten, 3 Benzinmotoren: 1.8 (120 PS) bis 2.5 (170 PS). *AB CHF 30 700.-* WWW.MAZDA.CH

Jetzt neu: Für Liebhaber eines besonders exklusiven Fahrerlebnisses stehen 3 kraftvolle 2.2-Liter-Turbodiesel-Commonrailmotoren bereit : 125 PS/310 Nm, 163 PS/360 Nm oder 185 PS/400 Nm. Partikelfilter, Energieeffizienz-Kategorie A.

Energieeffizienz-Kategorie A – D, Verbrauch gemischt 5,5 – 8,2 l/100 km, CO₂-Emissionen 147 – 193 g/km, CO₂-Durchschnittswert aller Neuwagenmodelle 204 g/km.